

Zeitschrift: INSA: Inventar der neueren Schweizer Architektur, 1850-1920: Städte = Inventaire suisse d'architecture, 1850-1920: villes = Inventario svizzero di architettura, 1850-1920: città

Band: 1 (1984)

Artikel: Appenzell

Autor: Rebsamen, Hanspeter

Kapitel: 2: Siedlungsentwicklung

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1275>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

2 Siedlungsentwicklung

2.1 Einheit von Land, Haus und Dorf

Im Jahre 1798 erschien in Leipzig der erste Teil der *Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz*. Neben den Teilen über den Bodensee und den Thurgau, enthielt das Buch auch die *Schilderung des Gebirgsvolkes vom Kanton Appenzell*¹⁰. Als Verfasser zeichnete Johann Gottfried Ebel (1764–1830), ein politisch interessierter Arzt aus Schlesien, der damals in Paris lebte, von 1801 bis zu seinem Tode aber in Zürich niedergelassen blieb, wo er schon die Jahre 1790–1792 verbracht hatte¹¹. Ebel entwarf «ein grossartig verklärtes Bild des appenzellischen Hirtentums»¹² und des Hauptfleckens Appenzell:

«Der Hauptfleck Inneroodens, welcher dem ganzen Kanton, und dessen Einwohnern seinen Namen giebt, wurde, wie es heisst, nach einer Zelle, welche ein Abt von St. Gallen dem h. Gallus zu Ehren hier erbaute, Abtszell genannt, worauf nachher Appenzell entstand. Gewiss ist es, dass die Äbte von St. Gallen nicht bloss die älteste Kapelle, welche im Lande existiert, sondern auch das feste Schloss Klanx nahe bei dem Flecken erbauten, und sich hier sehr oft im eilften und zwölften Jahrhunderte aufhielten, und verbargen, wenn sie sich bei ihren blutigen Fehden, welche sie gegen die benachbarten geistlichen und weltlichen Herren führten, zu St. Gallen nicht sicher glaubten. ... Der Flecken Appenzell ist für diese kleine Repu-

blik gross, volkreich, und wohl gebaut. Man erblickt nirgends Spuren von Überfluss, von Geschmack, oder fremder Sitte, aber eben so wenig von Elend und drückender Armut. Die Häuser sind ganz einfach, grösstentheils aus Holz gebaut, an denen die Dächer sehr weit hervorschiessen; nur in den buntgemalten Fensterladen scheint sich der Luxus zu äussern. Öffentliche Gebäude, als Rath- und Zeughaus, Plätze, laufende Brunnen, und die Brücke über die Sitter zeigen keine Verschönerungen. Die Pfarrkirche ist das grösste und schönste Gebäude im ganzen Lande. Das Kapuzinerkloster, dessen Garten eine lange und hohe Mauer umschliesst, und welches ebenfalls als ein öffentliches Gebäude betrachtet werden muss, weil es auf gemeinsame Kosten erbaut wurde und erhalten wird, schien mir grösser und kostbarer, als es nach dem Vermögenszustande der Einwohner zu erwarten steht.

Appenzell liegt in einem angenehmen, muntern Thale, eine Stunde von dem Fuss der hohen Felsen, die sich von Mittag nach Abend in mannigfachen Formen stolz dahinziehen, und deren steile Wände das ganze Innerooden von dieser Seite ummauern. In dem Schooss dieser nackten so öde scheinenden Steinregion liegt der Unterhalt dieses Hirtenvolks, liegt der Reichthum des ganzen Landes verborgen. Dort sind die herrlichen Alpen, welche die Hand der Natur allein befruchtet, und mit den kräftigen Kräutern besät, welche alljährlich die zahlreichen Heerden Appenzells ernähren, und den Bewohnern ein Produkt liefern, wofür sie sich alle Lebensbedürfnisse eintauschen. Die höchsten Felsenscheitel dieser Kette machen hier nicht den ausserordentlichen Eindruck wie am Schwäbischen Ufer unweit Lindau, wovon die Ursache natürlich darin liegt, dass man sich auf dem Fussgestell selbst befindet, von welchem diese Felsmassen emporsteigen. Das Thal, welches

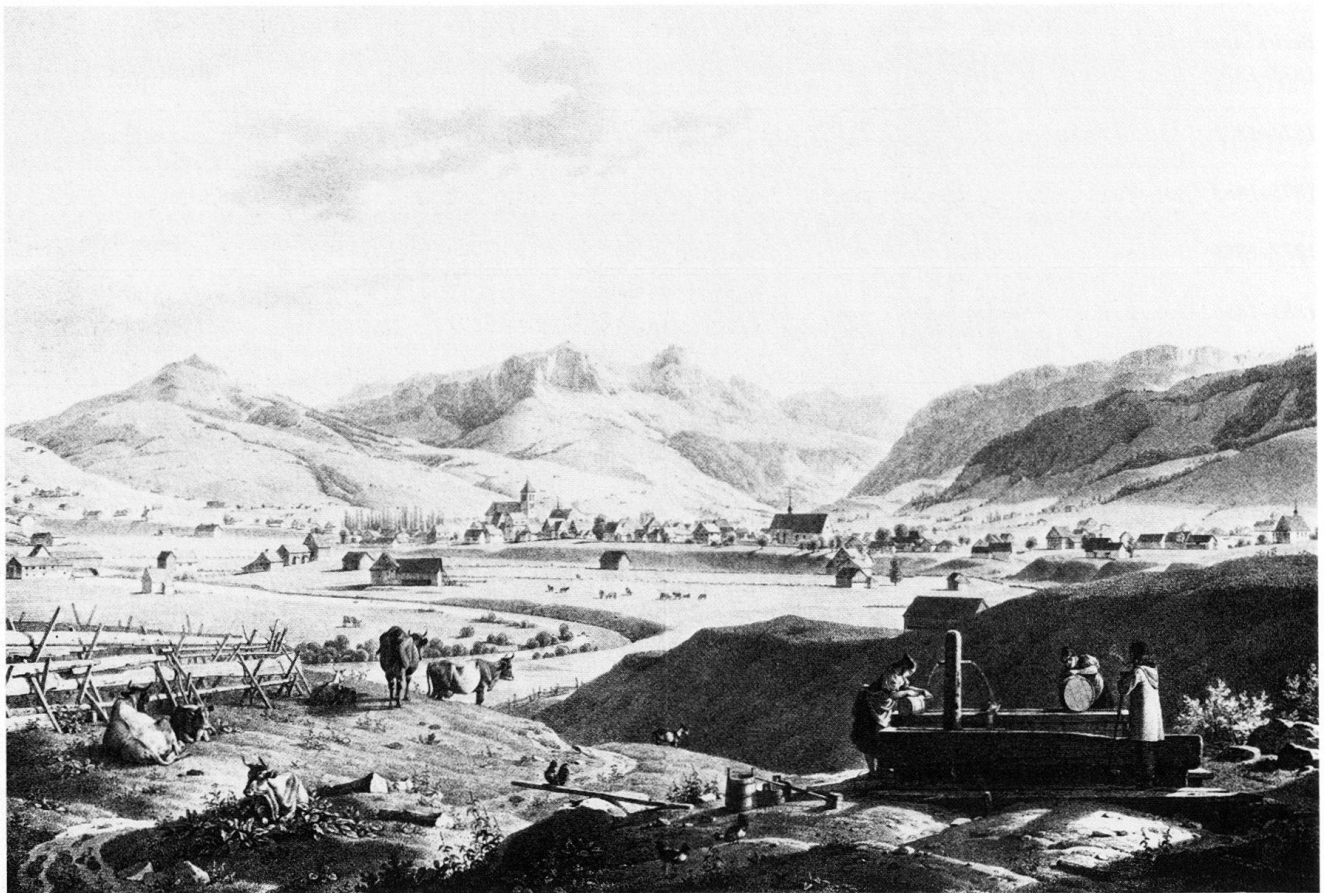


Abb. 24 Appenzell von Nordwesten. Lithographie des Verlags J. Velten (Karlsruhe), 1827, nach der Zeichnung des Stuttgarter Malers Carl Friedrich Heinzmann (1795–1846). Dorfbild mit Pfarrkirche, Kapuzinerkloster und Mettlenbrücke über die Sitter (am Bildrand links). Im Hintergrund Fänerenspitz, Kamor und Hoher Kasten.

die helle Sitter durchrieselt, wallt als ein grüner Teppich bis an den Fuss der senkrecht abgebrochnen grauschwarzen Felswände, auf deren kurzen Vorsprüngen alte Tannen mahlerisch sich gruppen; nach Norden und Osten erhebt es sich ganz allmählig in mannigfaltig steigenden und fallenden Linien, und schön gerundete grüne Hügel vermischen sich in mässiger Ferne mit dem Horizont. Kein Gegenstand unterbricht den angenehmen Eindruck dieses einfachen Hirtenlandes; die schmalen Fussessteige, welche von allen Seiten das schöne Grün durchlaufen, die grossen Landstrassen, welche sich von jenen nur durch ihre hölzerne Gehäge unterscheiden, die hie und da zerstreut stehende Wohnungen, deren Bauart die hohe Genügsamkeit der Bewohner ankündigt, das Dorf Appenzell, welches still und bescheiden da liegt, alles entspricht dem Charakter dieser Bergnatur, über welche höchste Einfalt und tiefste Ruhe ausgebreitet sind. Aber weder Wälder noch Gebüsche, noch lebendige Hecken vermännigfaltigen die Ansichten des Thals und der wogigen grünen Oberfläche; weder anmuthige Tannenhaine winken mit Gefälligkeit dem Auge, noch ladet der Schatten eines breitästigen Obstbaums den Wanderer ein. Dieser Mangel an Abwechslung erzeugt vielleicht ein Gefühl von Einförmigkeit, wenn man lange in dieser übrigens reizenden Landschaft weilt. ... Das Volk von Innerooden ist ein Hirtenvolk, dessen einzige und allgemeine Beschäftigung und Hauptnahrungserwerb in Viehzucht besteht. Ackerbau findet daher nicht statt. Das ganze Land ist eine einzige Wiese, welche überall, wo sie aufhört Gemeingut zu seyn, nach dem Privattheil eines jeden Einwohners, durch leichte Gehäge von dünnen Baumstämmen abgetheilt ist. Die Gras- oder Wiesenkultur ist also der einzige Zweig der Landwirtschaft, womit sich der Appenzeller Inneroodens beschäftigt¹³.»

Ebel steht mit seiner Schilderung am Anfang der landeskundlich-topographischen Literatur des 19. Jahrhunderts über das Appenzellerland; mit seiner *Anleitung auf die nützlichste und genussvollste Art in der Schweiz zu reisen*, Zürich 1793, gehört er «zu den Pionieren des modernen schweizerischen Fremdenverkehrs»¹⁴ und der Reiseliteratur vor Baedeker.

Ebel schildert eine Einheit aus Land, Volk und Bebauung, die auch im Rahmen des INSA zu berücksichtigen ist. Appenzell als Hauptort des katholischen Landesteiles Innerrhoden kann nur im Zusammenhang mit seiner Umgebung, mit dem ganzen Kanton, d. h. als natürliche, politische und architektonische Einheit, verstanden werden. Schon bei *Aldorf* waren die weitere Talumgebung, der Zusammenhang mit der Gotthardachse zu zeigen. In Appenzell verdichtet sich eine einzigartige Einzelhofstruktur zum «Dorf» schlechthin und wird hier auch so genannt. Die wechselseitigen Bezüge sind von Ebel alle aufgezählt worden. Appenzell ist ein übersichtliches Modell für alle archaischen Strukturen, so für das Paar aus Schloss und Kirche als architektonischer Verkörperung von weltlicher



Abb. 25 Appenzell von Westen, aus der Gegend von Biberen am Südfuss der Höhi. Im Hintergrund Fänerenspitz, Kamor und Hoher Kasten. Im Vordergrund das Gebiet der ehemaligen Rhode Rinkenbach, rechts die Strasse nach Gonten, von der in der Bildmitte die Enggenhüttenstrasse nach links abzweigt. Photographie um 1905 von Gebr. Wehrli (Kilchberg ZH).

und geistlicher Macht. Hier wurde das Schloss schon früh zerstört, aber der steile Kegel mit der Ruine Clanx ist von der Ortsmitte aus bei dem häufigen Föhnwetter für den geschichtsbewussten Appenzeller stets im Kranz der Hügel auszumachen. Die Kirche hingegen ist «das schönste und grösste Gebäude des ganzen Landes». Vor dem ebenfalls stets gegenwärtigen Felshintergrund des Alpsteingebirges erscheint das ganze Land als eine «einzige Wiese», als grüner Teppich. Dieser grüne Grund als Hauptkomponente der optischen Einheitlichkeit des Landes Appenzell beeindruckt noch heute nicht nur Ausländer, sondern auch alle anderen Schweizer¹⁵.

Um das Geschehen zwischen 1850 und 1920 in seiner Eigenart erfassen zu können, diente Ebels Schilderung aus 50 Jahre zurückliegender Zeit als Angelpunkt von geeignetem Abstand; ein zweiter solcher Punkt ergibt sich aus einer Schilderung etwa 50 Jahre nach 1920 und aus der eigenen Optik des Appenzellers. Stefan Sondereggers (geb. 1927) Bild aus seiner philosophischen Landeskunde, *Appenzeller Sein und Bleiben*, St. Gallen 1973, belegt die Kontinuität der Erscheinung und die Kongruenz der Bilder, ob sie vom Fremden oder vom Einheimischen skizziert werden:

«Der Name Appenzell zeigt aufs schönste, wie sehr Kirchliches und Wirtschaftliches in der Frühzeit der Erschliessung unseres Landes zusammenwirkten. In der Grenzzone churrätisch-alemannischen Berührungsgebietes, im Zusammenwirken kirchlicher und wirtschaftlicher Bindung an das aufstrebende Kloster St. Gallen kam es hier im 11. Jahrhundert zur Gründung von St. Mauritius-Kirche und Wirtschaftshof, zu geistig-kirchlicher Betreuung wie grundherrschaftlicher Rechtseinrichtung. Im Namen Appenzell liegt beides eingeschlossen. Die beiden kirchenlateinischen Lehnwörter, althochdeutsch abbat «Abt, geistlicher Oberhirt» und cella «Wirtschaftshof, Nebenhof eines Klosters, Zellgut», im Namen Appenzell seit der Gründungsurkunde von 1071 als Abbacella zusammengewachsen und noch lange in der lateinischen Fügung Abbatis cella überliefert, drücken beides aus: «Wirtschaftshof des Abtes von St. Gallen, klösterlicher, ans Kloster geistlich und wirtschaftlich gebundener Nebenhof im Rodungsland»; so präzisiert auch der Urkundentext von 1071 «in novali loco», das will sagen im Neubruck, der eben im 11. Jahrhundert als solcher bezeichnet wird...

Dem Wirtschaftshof (cella) als natürlichem Sammelpunkt im gewaltigen Rodungsbecken der heutigen inneren Rhoden, dort wo sich Höhenzüge wie Wasserläufe in einer topographisch ebenso zentralen wie lieblichen Senkung zusammenfinden, im Schnittpunkt der Gefälle zwischen den Hochtälern von Gonten, Gais und Eggerstanden, am Eingang der rauheren und bergnahen Einschnitte von Weissbach, Schwendibach und Brüllbach, umsäumt von den ersten grossen Höhen Gehrenberg-Saul, Clanx, Hirschberg, Fäneren, Ebenalpstock, Sollegg und Himmelberg (Hundwilerhöchi), in der Ferne südlich umgrenzt von den Ausläufern des Alpsteins, nach Norden durch natürliche Querriegel im Raum Enggenhütten-Haslen abgeschlossen – diesem einen klösterlichen Wirtschaftshof Appenzell fliessen von nun ab alle Zehnten zu, soweit die Hänge der umliegenden Berge sich nach Appenzell senken, von dieser im inneren Landesteil lange noch einzigen Kirche geht die geistli-

che Betreuung der Bergleute aus. Soweit die in den Urkunden so oft genannte Schneeschmelze im föhnigen Frühjahr die frei gewordenen Wasser aus allen Richtungen Appenzell zu ins Tal strömen lässt, soweit reicht der Kern des alten und ersten Landes Appenzell. Hier ist sein Ursprung, hier seine erste rechtliche und kirchliche Ausformung zu sehen¹⁶.»

Ebels Sicht des Appenzellerlandes prägte auch die späteren Beschreibungen in der Frühzeit des Tourismus. Pfarrer Markus Lutz betonte 1827 immer noch die Idylle:

«Der Hauptort von Innerrhoden liegt in einem weiten offenen Tale, an der Sitter, 2140 F. ü. M., zählt 204 Häuser mit 1400 Einwohnern und ist der Versammlungsort der Landsgemeinde und der Sitz aller Behörden von Innerrhoden. Der liebliche Grund, in welchem der Flecken gelegen ist, gibt mit seinem schönen Grün, den überall zerstreuten Hütten und sanft sich erhebenden Hügeln, der Seele mehr Heiterkeit, als die Täler von Uri und Unterwalden. Gegen Süden erheben sich in einiger Entfernung der Kamor, der Hohekasten, die Ebenalp u.s.w. Der Flecken selbst, dessen hölzerne, schwarzbraune Häuser und alte nun neu zu erbauende Pfarrkirche, in welcher zum ewigen Andenken alter Siege die eroberten Fahnen und Panner aufbewahrt werden, einen traurigen Anblick gewährten, ist seit einigen Jahren mannigfach verschönert worden... Die Umgebungen sind fruchtbar, und werden von bemittelten Landleuten bewohnt¹⁷.»

2.2 Das Dorf Appenzell bis 1886

Von Gabriel Rüschi, Arzt und Redaktor im ausserrhodischen Speicher und Badearzt in Pfäfers, erschienen 1835 und 1844 historisch-geographisch-statistische Darstellungen des Kantons Appenzell. Die darin enthaltene Schilderung des innerrhodischen Hauptortes mit Gesamtbeschreibung und Erwähnung einzelner Bauten bildete die Grundlage für alle späteren Zusammenstellungen in landeskundlichen Werken und Reisehandbüchern¹⁸. Im Eröffnungsjahr 1856 der durchgehenden Eisenbahnverbindung Zürich–St. Gallen–Rorschach erschien *Der Führer durch den Kanton Appenzell*, herausgegeben in Teufen und Herisau. Die Erwähnung der Neubauten (Landeskanzlei 1843–1844, Sitterbrücke 1845–1846, Knabenschulhaus am Landsgemeindeplatz 1852–1854, Postgebäude 1856) vermittelt den Eindruck eines baulichen Aufschwunges:

«Der Flecken, welcher Hauptort des Landesteils der innern Rhoden ist, hat in dem letzten Jahrzehnt durch verschiedene Neubauten bedeutend gewonnen. Seine Lage am Fusse der alpenreichen Berge ist äusserst freundlich; die grünen Matten und Weiden und sonnigen Halden ringsum sind mit zahlreichen Wohnungen übersät. Ehe die Ortschaft im Besitze einer Pfarrkirche war, trug sie den Namen Neugreut; die Zelle, welche ein Abt dort erbaute, gab ihr die jetzige Benennung. Im Jahre 1402 ward die aufblühende Dorfschaft zum Hauptort des Kantons erkoren und war als solcher bis zur Trennung des Landes in bedeutendem Zunehmen begriffen. Handel und Gewerbe hatten ihren Wohnsitz da aufgeschlagen und die Leinwandfabrikation beschäftigte viele Hände. Durch die Trennung des Kantons aber verlor der Ort bedeutend. In den Zeiten der helvetischen Republik von 1798 schien ihm ein neuer

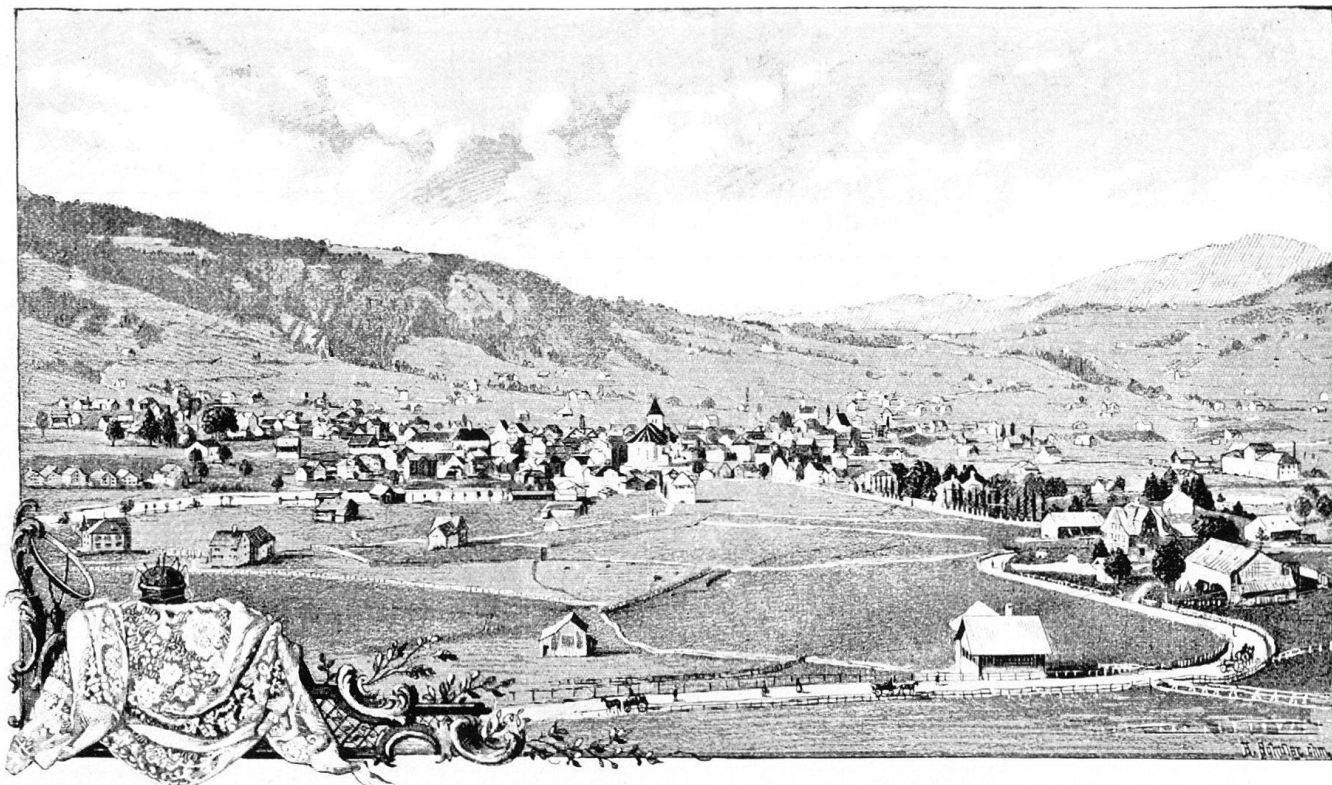


Abb. 27 Appenzell von Nordosten. Xylographie aus: Otto Henne am Rhy, *Die Appenzeller Bahn und ihre Umgebungen*, Zürich 1888. Im Vordergrund die Gaiserstrasse in der Gegend des «Rank», rechts das Bauerngut Obere Hostet mit Wirtschaft «Frohe Aussicht», darüber (im Talboden) die Stickereifabrik an der Zielstrasse. Am linken Bildrand Geräte und Produkt der Handstickerei, darüber das Bauerngut Krüsi (Blumenrainstrasse Nr. 34).

nes zahlreichen Zuspruchs der Fremden, denen hier nicht nur Speise und Trank und Lokalität alles Comfortable, sondern auch eine unversiegbare Quelle humoristischer und unterhaltender Würze der weithin bekannten Wirthin geboten wird. Ausser dem Hecht findet der Reisende auch die Gasthäuser zum Löwen, zur Krone, zum Adler, zum Kreuz, zum Lamm u. s. w., welche alle ihr Möglichstes aufbieten, um die willkommenen Gäste zu befriedigen¹⁹.»

Der 1881 von Stickfabrikant J. Neff zum *Sittertal* herausgegebene Reiseführer *In die Berge des Appenzellerländchens* war «für die Freunde der Natur und ländlicher Sitten» von Th. Grünwald und J. Neff selbst bearbeitet worden. Dank dem Beruf des Herausgebers erhielt man hier Auskunft über die wichtigste Heimindustrie und die Versuche einer Industrialisierung derselben:

«Appenzell besitzt manche Fabrik für Maschinenstickereien. Im ganzen Ländchen sollen ungefähr dreihundert Maschinen gezählt werden, die gegen neunhundert Personen beschäftigen. Grossartiger wird freilich die Fein- oder Handstickerei betrieben. Wohin man nur kommen mag, sieht man Kinder, Jungfrauen, Mütter und Grossmütter an den Rahmen beschäftigt. An einem Taschentuch arbeiten oft mehrere Stickerinnen; die eine besorgt die allerfeinsten, schwierigsten Partien, eine zweite stickt die Rosen oder andere Blumen in den Kranz, und andere machen das Übriggebliebene fertig. Der Taglohn der Stickerinnen steht in gar keinem Verhältnis zu den Leistungen, er beträgt 60 Cts. bis 1 Franken. Die Bestellungen kommen grossentheils von den grossen Industriellen in St. Gallen und Herisau; dieselben werden durch Zwischenhändler übermittelt, und diese machen ebenfalls Anspruch auf eine nicht zu verachtende Provision. Erst seit einigen Jahren unternehmen es

junge Kräfte Appenzells, sich die Handstickerei-Fabrikation zu Eigen zu machen und derselben den wahren Namen «Broideries d'Appenzell» zu geben²⁰.»

Die in der 1. Hälfte der 1870er Jahre entstandenen fünf Stickfabriken (siehe Kapitel 1.1: 1870–1876), vor allem die von einer Pariser Firma erstellte Fabrik «Im Ziel», hatten im ländlichen Appenzell erste bauliche Akzente der Industrialisierung gesetzt, die unübersehbar waren. J. Neff selbst hatte die 1855–1858 erbaute Molkenkuranstalt *Sittertal* zu einer Stickfabrik umgestaltet²¹. Wenn Neff als Hauptzierde des Ortes das 1873–1878 errichtete Krankenhaus heraushebt, wäre auch noch der Ausbau der Strassen nach Gais (1852–1853), nach Gonten (1862–1864), nach Weissbad–Wasserauen (1868) – welche die Touristen an den Fuss des Alpsteingebirges brachte – und nach Enggenhütten–Hundwil (1877) zu erwähnen. Weitere Neubauten waren verstreut in der lockeren Siedlungsstruktur entstanden, so die Bierbrauerei (1862–1864), die Waisenanstalt Steig (1862), das katholische Pfarrhaus (1863–1864), das erste Mädchenschulhaus (1878–1879). Die Strassenbeleuchtung mit Petrollampen war 1868 eingerichtet worden, der 1866 gegründete Kurverein legte ein Wanderwegnetz an und schuf 1874 eine Promenade längs der Sitter. Im Erscheinungsjahr von Neffs Führer wurde der

Betsaal des 1875 gegründeten Protestantenvereins an der Hauptgasse eingeweiht.

Das markanteste Datum in der neueren Entwicklungsgeschichte Appenzells ist das Jahr 1886, als die seit 1875 bis Urnäsch reichende Schmalspurbahnlinie von Winkeln an der Strecke Winterthur–St. Gallen bis Appenzell durchgehend befahrbar war. Schon 1888 erschien der Führer *Die Appenzeller Bahn und ihre Umgebung* des Kulturhistorikers, Schriftstellers, Redaktors und st. gallischen Staatsarchivars Otto Henne am Rhy (1828–1914). Henne gibt eine straffe Charakterisierung des neuen Bahnreiseziels:

«Appenzell ist städtisch gebaut, mit gepflasterten Strassen und aneinandergeschlossenen Häusern und hat Strassen-Beleuchtung. Die Hauptstrasse führt von Westen nach Osten, vom Kapuzinerkloster am geräumigen Landgemeindeplatze, dann an den beiden ersten Gasthöfen, zum Löwen und zum Hecht, am altertümlichen Rathause und der Pfarrkirche vorbei zur Sitterbrücke, über welche die Strasse nach Gais führt, während die nach dem Weissbad am linken Ufer verhardt. Die Kirche, erhöht stehend, wurde 1826, mit Ausnahme des Turmes und des Chores, die ihre alte Gestalt behielten, neu gebaut, und in ihrem Innern sind die im Appenzellerkrieg erbeuteten Fahnen, deren Originale das Archiv aufbewahrt, abgebildet. Im Rathause, mit altertümlichem Grossratssaale, halten die Behörden von Innerroden ihre Sitzungen und befinden sich auch die Gefängnisse. Abseits von der Hauptstrasse, in der Richtung gegen den Bahnhof, liegen ein Frauenkloster und ein altertümliches hohes Haus mit Türmchen, das Schloss genannt, in welchem seit neuester Zeit ein ziemlich reichhaltiges Museum von Gegenständen aller Art, die für die Geschichte, Kultur und Kunst Appenzells Wichtigkeit haben, aufgestellt ist. Jenseits der Sitterbrücke ladet der schattige Garten der Bierbrauerei zu kühlem Trünke, und weiterhin sind längs dem klaren, aber reissenden Flusse Spaziergänge unter Bäumen angelegt. Nördlich vom Flecken, zwischen diesem und der Sitter, steht eine grosse mechanische Stickereifabrik, und nördlich vom Flusse erhebt sich der steile Hügel, auf welchem die 1401 von den Appenzellern zerstörte Burg Clanx und in den letzten Jahren eine einfache Wirtschaft stand. ... Appenzell ist ein sehr besuchter Luftkurort und bietet, als Ausflugsziel der Kurgäste von Gais,

Weissbad und Gonten, sowie als Ausgangspunkt für beinahe alle Bergfahrten, namentlich von St. Gallen her, im Sommer ein äusserst belebtes Bild dar. Neben der hübschen Tracht der Innerrhoderinnen erscheinen da auch die Sennen der Alpen in ihrem eigentümlichen Aufzuge, der in einem schwarzen Lederkappchen, weissem Hemde, schwarzledernen Hosenträgern, worauf messingene Kühe und ein Herz mit den Anfangsbuchstaben des Namens angebracht sind, blutroter Weste mit silbernen Knöpfen, kurzen bis zum Knie reichenden schwefelgelben Beinkleidern, weissen Strümpfen und Schnallenschuhen besteht, und zwischen ihnen die fremden Reisenden, oft in den abenteuerlichsten Vermummungen, besonders gern in dem bekannten, weniger eleganten, als billigen, spitzzulaufenden Strohhute mit rotem Bande, und mit dem unvermeidlichen, auf den Steinen klappernden Bergstocke²².»

Dank der Eisenbahn war es nun den fremden Reisenden möglich, leicht und schnell ins Zentrum einer scheinbar unberührten Landschafts- und Gesellschaftsstruktur vorzustossen. Doch das Genrebild Hennes, welches die Mischung des trachtengekleideten Volkes mit den abenteuerlich verummten Touristen zeigt, muss ergänzt werden durch die zeitgenössischen Pressefeinden und Machtkämpfe zwischen den Konservativen mit Landammann Johann Baptist Emil Rusch und den Liberalen mit Landammann Karl Justin Sonderegger, dem «tatkräftigen Vertreter des Fortschritts im Schul- und Verkehrswesen seines Kantons»²³. Auch in Appenzell und gerade während des stockend vorangehenden Bahnbaues zeigten sich die ideologischen Spannungen der Gründerjahre deutlich²⁴.

2.3 Alpfahrt und Alphütte

Der Tourismus hatte sich aber nicht erst mit der Bahneröffnung 1886, sondern schon seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts im Zusammenhang mit dem Aufschwung benachbarter Anziehungspunkte, des Molkenkurortes Gais, des Gontenbades und Weissbades entwickelt. Die Bahnverbindung nach St. Gallen hatte seit 1856 viele Berggänger nahe ans Säntismassiv gebracht. Der oben erwähnte Führer von 1856 schildert in lebendiger Weise die Begegnung zwischen Touristen und Einheimischen:

«Der Hauptaugenpunkt aller Reisenden ist immer das Gebirge; darum währt der Aufenthalt im Dorfe Appenzell nie lange. In ¾ Stunden, den reizenden Gruppierungen des Alpensteines immer näher rückend, erreicht man das comfortabel eingerichtete, idyllisch unter Bäumen versteckt liegende Weissbad. Gute, freundliche Bedienung bei mässigen Preisen. Deutsche und französische Journale; Equipagen, Bergpferde und Führer. Aber viel Fliegen im Speisesaal. Hier schlägt man das Quartier für die Bergparthien der nächsten Tage auf. Im Juli begegnet's wohl, dass im Kurhause keine Aufnahme mehr zu finden ist; dann suche man in dem zwischen Appenzell und Weissbad liegenden grossen Gasthofe zum Rössle (gut und billig) oder im Alpstein und beim Hauptmann Kölbener sein Unterkommen.

Auf dem Wege hierher fallen den Wanderer schon Knaben,

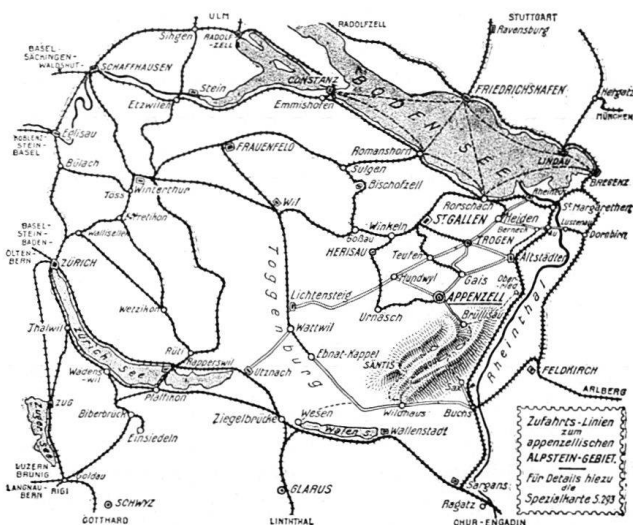


Abb. 28 Eisenbahnkarte aus: Georg Baumberger, «Juhu – Juuhu!» Appenzellerland und Appenzellerleut. Skizzen und Notizen, Einsiedeln 1903.

junge Burschen und erwachsene Männer mit der Frage an: «Wenn'r e chli i d'Berg?» und bieten sich zudringlich als Führer an. Nur wenige unter ihnen sind als tüchtige, wohlunterrichtete Leute zu empfehlen; zu letztern zählen der junge Bächler und Jakob Huber im Steinegg; deren Einen man für den Fall einer Säntisbesteigung in den Gasthof rufen lässt. Für die übrigen am meisten besuchten Parthien bedarf es keines Führers²⁵.»

Im gemeinsamen Gang auf die Gipfel des Alpsteins vereinigten sich zwei Bewegungen: die Unruhe des aus aller Welt angereisten Fremden und der sichere Gang des bergerfahrenen Einheimischen. Das Schmalspur-Eisenbahnnetz wurde ergänzt: 1902–1904 erfolgte der Anschluss nach Gais, 1912 die Verlängerung nach Wasser-auen, welche programmatisch «Säntisbahn» genannt wurde (siehe auch Bahnprojekte in Kapitel 1.1: 1886–1887, 1903, 1907). 1901 wurde der Pferdepostkurs nach Teufen–Speicher in Betrieb genommen, nach 1904 die Strasse nach Enggenhütten und 1921–1922 die Strasse nach dem Kaubad angelegt.

Das Eisenbahnnetz und auch die Strassen machten ein neues Bewegungssystem durch massive Bauten sichtbar, daneben blieb aber die alte Struktur erhalten. Gemeint ist das für den Fremden normalerweise nicht erkennbare Beziehungsnetz zwischen Hauptort, Einzelhöfen und Alphütten, welches die Siedlungsweise von Appenzell Innerrhoden prägt²⁶. Zweimal im Jahr wird allerdings die Verbindung zwischen Tal und Berg überall sichtbar: in der Alpauffahrt und Alpbefahrt der Sennen. Bis heute ist diese Ausrichtung auf die Berge im Hauptort erlebbar. Dem Schienennetz, welches Weltläufigkeit und Flüchtigkeit des Touristenverkehrs symbolisiert, steht der sichere Grund des ununterbrochenen grünen Wiesenplans gegenüber, der alle Einheimischen lückenlos verbindet, indem er bis an die Grundmauern jedes einzelnen Hauses heranreicht. Der Wiesenteppich ist die gemeinsame Existenzebene, der Lebensbereich von Mensch



Abb. 29 Alpfahrt. Monatsbild Mai (Zwillinge), Holzstich; vielleicht vom St. Galler Graphiker Kassian Knaus (1831–1916); im Appenzeller Kalender, Trogen, verwendet seit 1869.

und Vieh im Appenzellerland. Bis in den Rhythmus der Gangart ist Senn und Kuh bei Alpauffahrt und Alpbefahrt aufeinander abgestimmt (Abb. 29). Das Beziehungsnetz in der Haus- und Weidelandschaft, akzentuiert durch die Alpauf- und -abfahrt, wird eindrücklich durch die einheimischen Bauernmaler dargestellt (Abb. 30). Stefan Sonderegger definiert dies in seinem Essay *Bauernmalerei der Hirtenkultur*:

«In dieser Malerei ist das Sennentum bildnerischer Ausdruck des künstlerisch gestalteten appenzellisch-hirtenbäuerlichen Weltbildes: Haus und Hof im Tal, seine sömmerliche Ergänzung auf der Alp, vom Sennentum erfüllt, sein Abschluss vor Horizont und Himmel im Alpstein, in den Bergen, seine Belebtheit durch drollig-lieblieh gezeichnete Haustiere und Momentaufnahmen ähnliche Ausblicke in die freie Wildbahn. Die entscheidenden bildlichen Stationen der Bauernmalerei verbleiben im Bereich des Sennentums. Darin sind vor allem Alpauffahrt, Alpbefahrt, Ankunft auf der Alp, Leben daselbst und Rückkehr ins Tal beschlossen. Das Sennentum durchmisst die Welt des Bergsommers, es ist die eigentliche Erfüllung des Hirten-daseins. Der Senn ist der weise, tätige Mann und regierende Alpherr zugleich, der höchste Verantwortliche in einer abgeschlossenen Welt, die hierarchisch gegliedert ist ... So ist diese Kunst die bildhaft durchkomponierte Mitte zwischen sinnens-freudiger höherer Geistigkeit und nützlich-notwendigem Gebrauchshandwerk, das erst recht auch schön sein soll. In ihr leuchtet das Bild des witzigen, launigen, stolzen, geschickten, naturverbundenen, ja alpenverklärten appenzellischen Menschen immer wieder auf. Und die gezeichneten Tiere spiegeln des Appenzellers Freude an ihnen wider, das Lustige auf den höhenluftigen Alpweiden, in ihrem Springen und Gumpen auf den grünen Grasalpen vor dem trutzigen Fels hintergrund des immer wieder dargestellten und dergestalt als ewig empfundenen Alpsteins, letztem Vorhang vor dem Himmel des Appenzellers, wohin es ihn erst zieht, wenn er muss²⁷.»

Gabriel Rüschi ging in seiner oben erwähnten historisch-geographisch-statistischen Schilderung des Appenzellerlandes 1835 auch auf das Sennenwesen ein und beschrieb im Inventarteil die einzelnen Alpen, woraus diese Zitate stammen:

«Die Sennen sind entweder Besitzer, oder bloss Nutzniesser der Alpen, und bezahlen dafür ein Pachtgeld. Wenn ihrer mehrere gleiches Recht auf die Benutzung einer Alpenweide haben, so halten Sie auch alle gleich viel Vieh. Dies gilt namentlich von den Gemeinalpen, welche dem Armengut angehören, als: der Seealp, Megelalp und Ebenalp, wo jeder Senn 8 Kühe hält und von jedem Stück 15 fr. an den Armenseckel zu bezahlen hat. Andere innerrhodische Alpen, z. B. im Säntisthale auf der Soll, der Furglen und dem Alpsiegel sind in Stösse oder Gräser abgetheilt. Jeder Stoss giebt Sömmerung für ein Stück Vieh und wird zu 50 fl. an Werth berechnet. Auf 20 Stösse oder Kühe kommt gewöhnlich eine Sennhütte nebst Stallung. Nach dem Veranatag hat auch jeder Landmann das Recht, ein Pferd auf die genannten Alpen zu treiben, wo es bis Michaeli und länger Nahrung findet. Die Milch der Kühe und Ziegen wird in den Umgebungen der Dörfer als tägliches Nahrungsmittel verkauft. In den entferntern Gegenden bereitet man aus der Milch Molke, Butter, Zieger und Käse. Sie werden besonders von Appenzell, Gais, Urnäsch und Hundwyl, wo die grössten Molkengrempler sind, vielfältig ausgeführt, vorzüglich nach Schwaben.

Alpsiegleten die, oder der Siegel, ein Felsengrat in Innerrhoden; er zieht sich von Westen nach Osten in mehreren Schichtungen gegen das Brüllisauertobel und südlich gegen

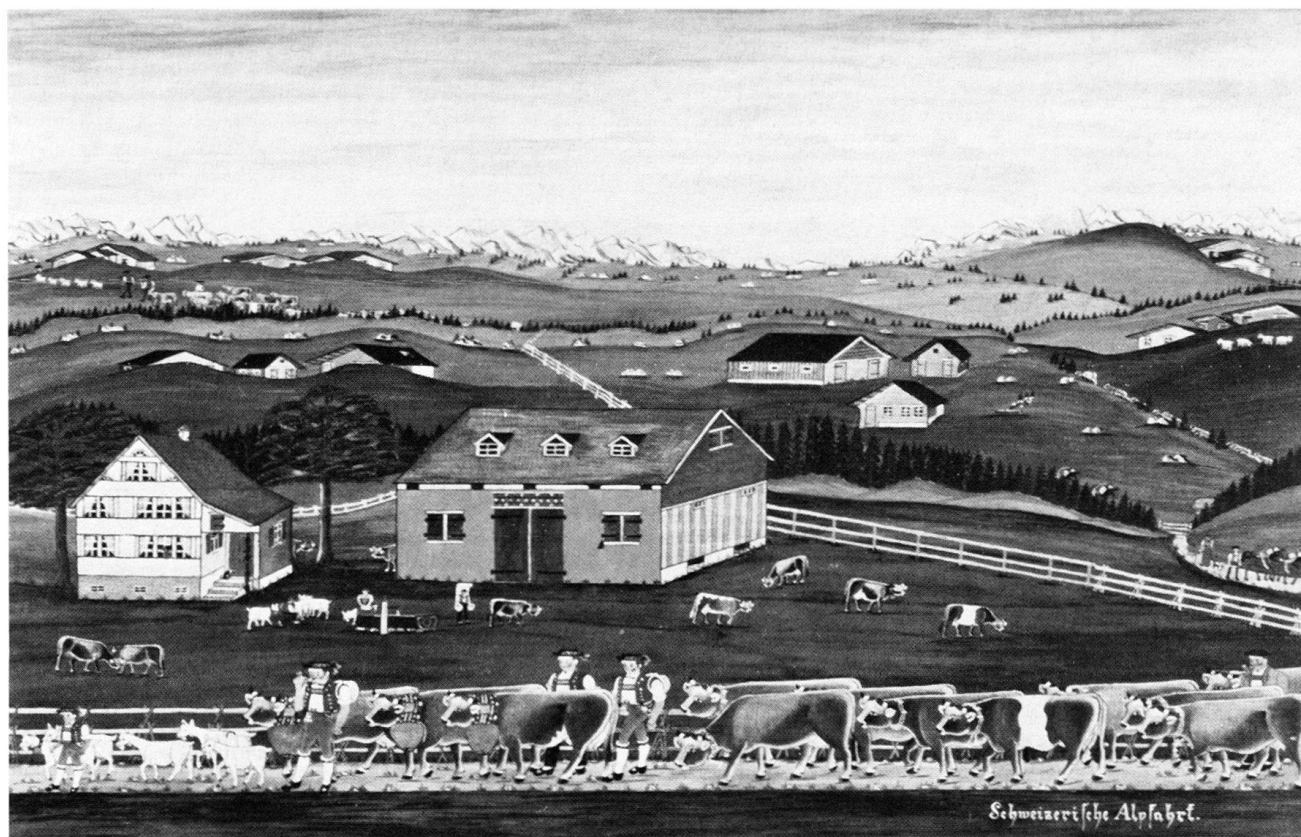


Abb. 30 *Schweizerische Alpahrt*, Öl auf Karton, gemalt um 1910 von Johann Baptist Zeller (1877–1959) aus Appenzell (Appenzell, Stiftung Pro Innerrhoden).

den Säntisersee hinab. In dieser Richtung liegen 7 Hütten auf grasreicher Alpenweide, welche 5–6 Wochen lang 168 Kühe und dann noch 2–3 Wochen lang 50 Kühe, überdies auch 50 Ziegen und 47 Schweine ernähren. Die Sennen haben überflüssige Waldung, die zweckmässig in Weiden umgewandelt werden könnte; dagegen oft Mangel an Wasser. Gegen Norden ist der Berg zerklüftet und bildet eine senkrechte Felsenwand. Vom Weissbad aus führt darüber ein interessanter Felsenpfad, zum Theil auf Leitern.

Seealp, ein idyllisches Alpenthal mit schönen Weiden und einem kleinen Sennendörfchen von 36 Hütten, welche nur des Sommers bewohnt und mit 14 Sennthum Kühen und vielen Ziegen bezogen werden. Die Wohnungen sind, wie alle Alpenhütten, blos 10–12' hoch, von groben, auf einander gelegten Steinen erbaut und bestehen aus einer Wohnstube und einem Milchkeller. Daneben ist ein Stall für das Vieh. Haus und Stall kommen zusammen nur auf 100 fl. zu stehen. Reisende finden daselbst gute Alpenkost und ein Strohlager, statt aller andern Lebensbequemlichkeiten. – Es umgeben das Thal westlich die Rossmaad und der untere Messmer, südlich die Gloggern und nördlich die Altenalp, deren Firnen einen herrlichen Anblick darbieten. Am Schutzengelssonntag (Sonntags nach dem 6. Juli) wird hier jedes Jahr ein Alpenfest gehalten²⁸.

Johann Caspar Zellweger (1768–1855) in Trogen gab im ersten Band seiner 1830–1840 erschienenen *Geschichte des appenzellischen Volkes* ein Bild des Sennen, in dem Anfänge und Gegenwart appenzellischen Daseins zusammenfliessen:

«Die Hirten (Sennen), welche einzig von der Viehzucht leben, bewahren das Bild der ersten Bewohner des Landes. Die Män-

ner sind schlank und ziemlich gross gewachsen, mehr festknochig als fleischreich; ihr Leib ist sehr geschickt zu allen Leibesübungen und ihr Geist beweglich. Nach alter Sitte sind sie noch mit zwilchenen Hosen und einem Futterhemde (So nennt man eine Art zwilchener Hemden, auf allen Seiten geschlossen und nur vorn und oben mit einer Öffnung versehen, die gestattet, dass sie über den Kopf angezogen werden können. Sie haben Ärmel und reichen bis an die Schenkel) bekleidet; jene hängen an einem ledernen Hosenträger, auf dem gestickt oder von Messing die Anfangsbuchstaben des Namens und Verzierungen angebracht sind. Ein ledernes Kappchen bedeckt den Kopf. Diejenigen, welche zu Hause etwas verdienen, gehen Sonntags mit Weste, Wamms und dem dreispitzigen Hut in die Kirche. Sie sehnen sich im Frühjahr, eben so sehr wie ihr Vieh, nach den Alpen, wo sie ein ganz freies Leben führen. Ihr Vieh lieben sie sehr und behandeln es mit vieler Sorgfalt. Neben der Versorgung desselben ergeben sie sich sehr dem Müsiggange, der sie oft zu leichtfertigen Umgänge mit Weibern verleitet, die es sich angewohnt haben in den Alpen herumzuschweifen. Ihre gänzliche Unabhängigkeit von conventionellen oder sittlichen Rücksichten bildet in ihnen den Freiheitssinn im höchsten Grad aus, und die Gewohnheit, in allen ihren Angelegenheiten sich selbst helfen zu müssen, macht sie muthig und hartnäckig: zwei Eigenschaften, die wesentlich dazu beitragen, ihre Freiheit ihnen zu erwerben, die aber auch, wenn ihre Leidenschaften aufgeregt sind, sie leicht zu unruhigen Auftritten reizen, wo dann Belehrung um so schwieriger wird, da ihre Entfernung von Schule und Kirche sie meistens roh und ungebildet lässt. Sie bekümmern sich wenig um Politik und um das, was ausser ihrem Kreise vorgeht, desto mehr und wärmer aber für Alles, was sie unmittelbar berührt. Milchspeisen und Brod sind ihre ausschliessliche Nahrung; nur wenn sie in die Dörfer herabsteigen trinken sie Wein und essen Fleisch²⁹.»



Abb. 31 Sämbtisalp und Hundstein. Photographie (Postkarte) des Verlags Wehrli AG (Kilchberg ZH), um 1915.

Zwei Lehrern verdankt man die Beschreibung der Alpfahrt und der Sennhütten. 1870 erschien der Text des Zürchers Gerold Eberhard (1824–1880), *Die Alpfahrt*:

«Der Winter verstreicht dem Alpenhirten still und einförmig. Das «liebe Vieh» ist in den Ställen im Tale untergebracht, und wird mit dem Heu der Wiesen oder – höchst selten – mit dem kräftigern Wildheu gefüttert, das verwegene Wildheuer den Sommer über hoch oben an jähem Bergwänden gesammelt haben. Einige Abwechslung bringt das Fällen und Herabschlitten des Holzes in das einförmige Leben. Ende April oder anfangs Mai ist der Heuvorrat gewöhnlich aufgebraucht; dann sind aber die tiefer liegenden Wiesen bereits von Schnee frei und prangen in frischem Grün. Da wird nun das Vieh in die Wiesen getrieben, wo es eine kräftige Weide findet, bis die winterliche Schneedecke auch auf den höher liegenden Alpweiden verschwunden ist.

Im Anfange oder gegen die Mitte des Brachmonates kann die Herde bereits die untern Alpenweiden, die sogenannten «zahmen Berge», beziehen. Der Tag dieser «Alpfahrt» wird von Hirt und Herde ungeduldig herbeigesehnt; er ist ein fröhlicher Festtag im Sennenleben. Schon einige Tage vorher geht der Senn mit seinem Knechte auf die Alp, um den Weg in gangbaren Zustand zu setzen, der vielleicht durch Lawinen oder Bergwasser zerstört worden, oder auch, um das Dach der Sennhütte herzustellen, das die wilden Winterstürme vielleicht übel zugerichtet haben. Am Tage der Alpfahrt selber schmückt er sich aufs beste und schreitet dann mit fröhlichem Jauchzen stolz der Herde voraus.

Ihm folgen zunächst einige Ziegen. Sie werden vom «Handbuben», dem Gehülfen des Sennen, angetrieben, der im kurzen «Futterhemd» neben her geht. Nun folgt die ganze Kuhherde. Alle Kühe sind sauber gestriegelt. Die schönsten und grössten gehen voran mit mächtigen Schellen am Halse. Diese hängen

an breiten, schwarzen Lederriemen, in die allerlei Figuren eingeschnitten oder aufgenäht sind. Die grössten Schellen sind obenher wohl einen Fuss weit, bauchig, verengen sich aber gegen die Öffnung hin ein wenig. Doch legt man diese grossen Schellen den Kühen nur an, so lang der Zug durch die Dörfer geht, um damit Pracht zu treiben. Nachher trägt sie der Senn oder ein anderer an einem Stocke über dem Rücken, weil das lange Tragen der schweren Schellen den Tieren schadet. Mitten unter der Herde schreitet der Stier einher, brummend und mürrisch. Er trägt zwischen den Hörnern den einbeinigen, mit Blumen geschmückten Melkstuhl. Ist die Herde zahlreich, ein sogenanntes «Senntum», so folgt dem Zuge gewöhnlich ein Packpferd mit den nötigen Milchgerätschaften, dem kupfernen Kaskessel, dem Sennenbett und anderem beladen. Einer kleineren Herde trägt ein Äpler das Nötige auf dem Rücken nach. Das Ganze beschliesst ein Knecht mit der reingescheuerten Milchtanse auf dem Rücken oder auch der Herdenbesitzer selbst; sie achten darauf, dass kein Tier zurückbleibe.

In den Dörfern, durch welche der stattliche Zug kommt, entsteht grosse Bewegung. Die Kuhglocken erzeugen ein klirrendes, weit hin tönendes Geläute. Alt und Jung läuft auf die Strasse, um die schön gerüsteten Sennen (gelbe Hosen, rote Westen) und die prächtigen Tiere zu bewundern. Die Sennen jauchzen (zauren), und die Herde selbst ist in fröhlicher Stimmung, gleich als ob sie wüsste, dass es hinauf geht zu der gewürzigen, nahrhaften Alpenweide. ... Die Herden bleiben bis gegen die Mitte des Heumonates in den «zahmen Bergen»; dann ziehen sie für 6 bis 8 Wochen in die obersten Alpenweiden, die «wilden Berge», hinauf. Hier finden sie die besten Alpenpflanzen. Aber schon vom Herbstmonat an wirds dort oben kühl; bei schlechter Witterung fällt auch wohl Schnee. So kehren dann die Sennen wieder in die zahmen Berge zurück. Dasselbst verbleiben sie bis gegen Ende des Monates; dann steigen die Herden in die Wiesen des Tales hinab und suchen daselbst noch eine Zeit lang ihre Herbstweide. Bald verhüllt der Schnee das Land wieder mit weisser Decke und zwingt Hirt und Herde zum Rückzug in Haus und Stall³⁰.»

Johann Konrad Zellweger (1801–1883) von Trogen, Lehrer, Waisenvater, Leiter einer eigenen Erziehungsanstalt, Mitgründer und Präsident der appenzellischen gemeinnützigen Gesellschaft, veröffentlichte 1867 den Text *Die Alphütten*:

«Die Sennhütten, in welchen die Hirten zur Sommerszeit wohnen, sind im Allgemeinen höchst einfach gebaut. Zwar in Vor-alpen und tiefer gelegenen Weideplätzen findet man sie noch recht wohnlich eingerichtet; aber in den Hochalpen, wo das

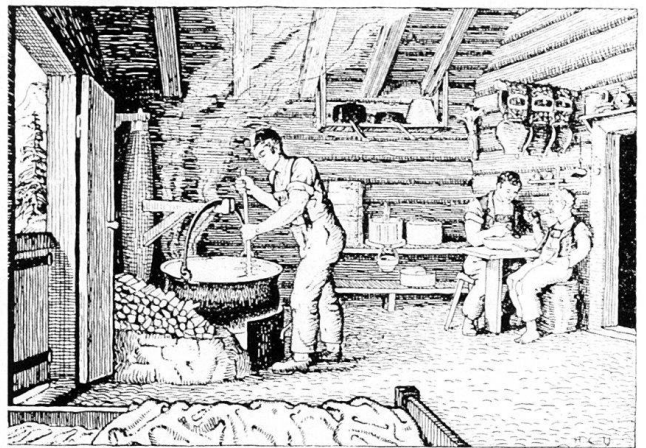


Abb. 32 Inneres einer Alphütte. Federzeichnung von Hans Caspar Ulrich (1880–1950), Illustration aus: *Appenzeller Kalender für 1927*, Trogen 1926.

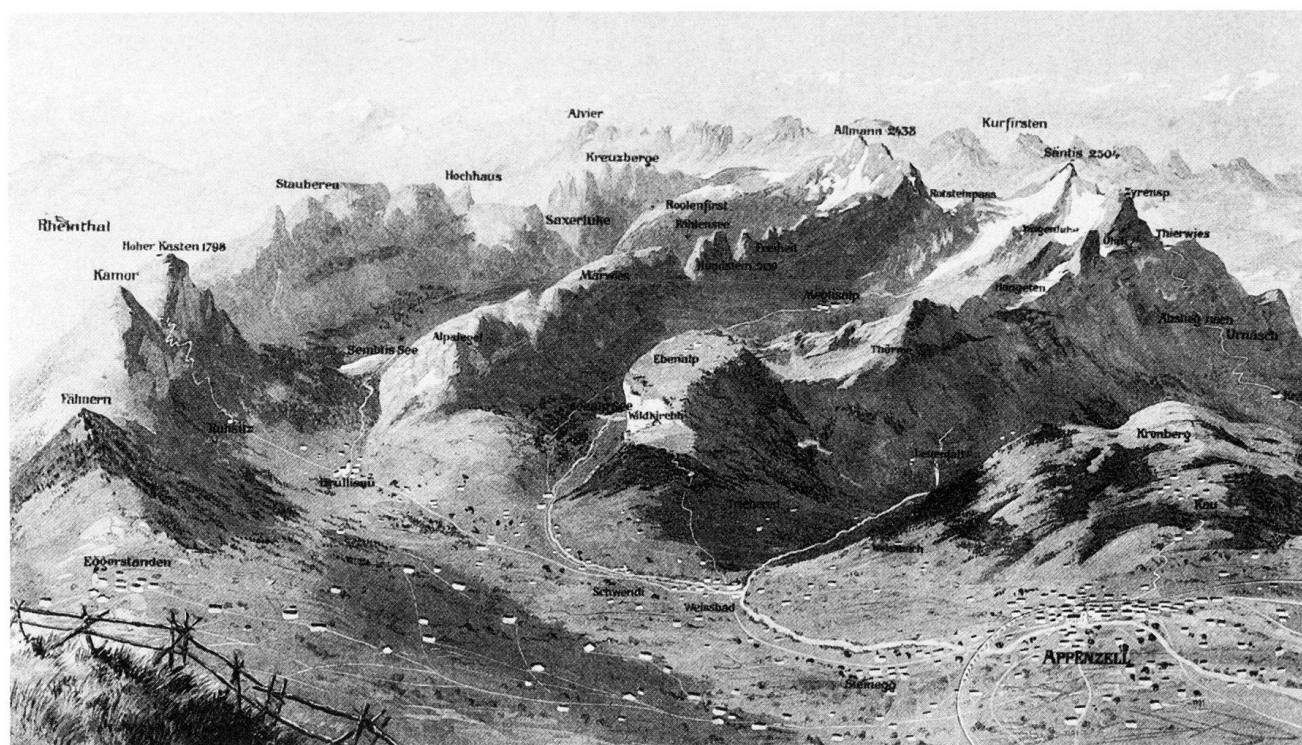


Abb. 33 Appenzell und das Alpsteingebirge. Zeichnung um 1905 (Postkarte), Verlag Gebr. Wehrli (Kilchberg ZH).

Holz mangelt, wo Bretter und Balken auf beschwerlichen, oft gefährvollen Pfaden herbeigeschafft werden müssen, sind die Hütten meist sehr niedrig; ihre Wände bestehen aus rohen Steinen, und das Dach aus groben, mit Steinen belasteten Schindeln. Im Innern sieht es eben so armselig aus. In den Vorbergen hingegen sind die Hütten, wie bemerkt, geräumiger, höher und die Wände aus grob behauenen Balken gezimmert. Die Alphütten werden vorzugsweise an Stellen erbaut, die vor Wind und Wetter, wie auch vor Lawinen geschützt sind. Sie lehnen sich daher oft mit ihrer Hinterwand an Felsen an oder stehen in Vertiefungen derselben. In den grössern Alpen bilden sie nicht selten ganze Sennendörfchen, indem 6, 12, 20 und mehr Hütten in Gruppen beisammen stehen, z. B. in Seealp, Meglisalp, Schwägalp.

Die innere Einrichtung der Sennhütten ist der Hauptsache nach fast überall die nämliche. Durch eine niedrige Thüre gelangt man in den Hauptraum, welcher Stube, Küche und Schlafgemach zugleich enthält. Der Boden besteht meist aus blosser Erde. In einem Winkel ist die Feuerstelle, wo gekocht und gekäst wird. An der anstossenden Seitenwand, auf einfachen Gestellen, steht das Milchgeschirr: Tragfass, Melkeimer, Näpfe, Sauerfass u. s. f. – Hinter der Feuerstelle hat der rohe Tisch oder die Falltafel, welche dessen Stelle vertritt, seinen Platz. Eimer und Melkstühle vertreten die Stelle der Bänke. Messer und Löffel stecken in der Wand. Auf der andern Seite der Hütte ist die Pritsche oder das Heubett für die Hirten und allfällige Besucher angebracht.

Der vordere Raum der Hütte ist durch eine rohe Wand, meist aus Steinen, von dem Masser (Milchkammer) geschieden, welcher gewöhnlich der Kühlung wegen in Felsen angelegt oder durch welchen etwa eine Quelle geleitet wird. Hier werden Milch, Butter und Käse aufbewahrt. Über dem Wasser ist die Masserdiele, zur Aufbewahrung von vorräthigem Bettheu und mancherlei Geräthen bestimmt. Die Alphütten haben meistens ein schmutziges Aussehen. Das Innere der Wände und des Daches ist russig, schwarz, weil Kamine fehlen. Der Rauch mag sehen, wo er einen Ausweg findet; es steht ihm frei, zur Thüre oder zu den Dachritzen hinauszuziehen. Die Milchge-

schirre, aus weissem Ahornholz gearbeitet, werden dagegen sehr rein gehalten und täglich mit heisser Schotte blank geschauert.

In der Nähe der Alphütten sind gewöhnlich die Viehställe, und bei denselben steht nicht selten ein eigener, in Form eines kleinen Häuschens erbauter Schweinestall. In den Hochalpen kommt es jedoch zuweilen vor, dass Schweine und Hirten unter einem Dache leben³¹.»

Das Alpsteingebirge, der Lebensraum der Sennen, bildet den landschaftlichen Abschluss der Siedlungseinheit von Appenzell-Innerrhoden, eine gewaltige Bergarchitektur, zu der die Einheimischen von jeher eine starke Beziehung hatten. Stefan Sonderegger definiert diese folgendermassen:

«Der Alpstein, appenzell-alpengebirgische Bildlichkeit seiner Natur wie sprachlich-benennungsmotivische Abstraktion auf die eine zusammenfassende, überdies so sinnvolle Benennung hin: das abschliessende Felsgebirge hinter dem Nutzungsbe- reich der Alpweiden, die trutzige Wehr- und Wetterhaftigkeit und das eigene Gewitterzentrum ob und hinter dem appenzel- lischen Menschen – er, der Alpstein, ist das eigentliche Wahr- zeichen geworden für das Land Appenzell von allen Seiten und nach allen Seiten hin ...

Alpen- und Bergnähe – dieser Gesichtspunkt ist von allem An- fang für Land und Leute tragend geworden. Oft sind die Berge als Personen, Gestalten oder dingliche Gegenstände gesehen und benannt: Altmann, der gewaltigste und unwitterte Berg, mittelpunktartig im Zentrum des Alpsteins aufragend; Bogartenmannli, Dreifaltigkeit, Oehrli, Amboss, Chasten, Hüser, Gloggeren, das sind glockenartig geformte Felsbildungen, um nur einige Beispiele zu nennen.

Der Säntis ist nur Teil des Ganzen, in der Nordkette grossartig und unerhört, besonders vom Hinterland aus gesehen, als Ein- zelberg aber weniger ansprechend, im übrigen zerhackt und zerhauen, weitestgehend technisch genutzt, Bergbahn-, Wetter-

und Radarstation, der wichtigste Kontroll- und Übermittlungspunkt zwischen Südalpen und Böhmerwald. Die eigentliche Mitte und Heimlichkeit des Alpsteins liegt aber beim Altmann, schon als Name die tiefste, weil seelische Bezeichnung der Appenzeller Berge. Man könnte ihn nicht direkter ansprechen. Er ist die grosse zusammenfassende Berggestalt des ganzen Massivs, die thronende Mitte über den Karrenfeldern und Gesteinsmassen, der eigentliche Vater des Alpsteins. Sein Name drückt Ehrfurcht wie den bittend-zaghaften Versuch zur Vertraulichkeit aus – ein Stück Numinoses inmitten toter und doch so beseelter Felslandschaft. Das eigentliche Ereignis des Alpsteins, neben und über den Kreuzbergen, ist der Altmann³².»

Im 19. Jahrhundert verband sich die archaische Sennentradiition im Alpstein mit der touristischen Erschliessung – lange vor dem Bau der Sântisschwebbahn, 1935 von der ausserrhodischen Seite des Berges her. Dazu Stefan Sonderegger:

«Der Alpstein ... ist die einzige Alpenregion Mitteleuropas mit einer dichten und festgefühten Bergwirtschaftstradition

von Wegstunde zu Wegstunde, aufgebaut nahezu ein Jahrhundert vor der Bergbahn- und Sessellifterschliessung, so dass es für den Bergsteiger keines Proviantes bedarf. Und noch heute sind mehr solcher Sommergasthäuser nur zu Fuss erreichbar als mit Bahnen. Wer liesse es sich nehmen, im Äscher oder Schäfli oben einzukehren, auf dem Ruhsitz, Sitz oder der Stauberenchanzlen Ausschau zu halten über das weite Land im Umkreis ...³³.»

So erweist sich der Appenzeller auch in der Öffnung seines Landes für die Touristen als «welt-offen, ohne seines Eigensten verlustig zu gehen», wie sich Stefan Sonderegger ausdrückt³⁴.

2.4 Streubauweise und Hofsiedlung

In dieser Erschliessungszeit wurde aber auch eine geschichtlich-volkstümliche Überlieferung kräftig neu belebt, welche die Abwehr gegen ausen in einem einprägsamen Bild festhält: der Ap-



Abb. 34 Appenzell. Uli Rotach-Denkmal am Rathaus. Bronzerelief von Walter Valentin Mettler (1868–1942) aus Herisau, gegossen von A. Brandstetter (München), enthüllt am 26. Juni 1905, anlässlich der Fünfhundertjahrfeier der Schlacht am Stoss.

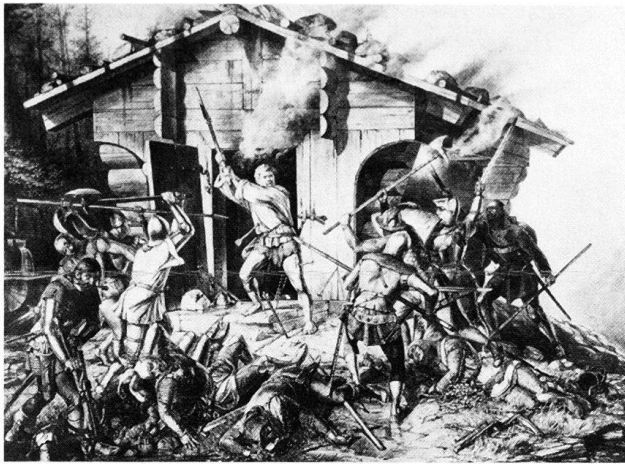


Abb. 35 Uli Rotach tötet am 17. Juni 1405 fünf Feinde, bevor er selbst in den Flammen stirbt. Zeichnung des Basler Malers Karl Jauslin (1842–1904), Lichtdruck aus: *Bilder aus der Schweizergeschichte*, Basel 1890.

penzeller Freiheitsheld Uli Rotach, wie er sich der Feinde seines Landes erwehrt. Gabriel Rüsch beschrieb 1835 die Begebenheit und die sich daraus entwickelnde Tradition:

«Die merkwürdigste Gegend von Gais ist unstreitig der Stoss, ein Weiler mit einer Kapelle, einem Wirthshause, und einer Prachtaussicht über das Rheinthal und die Gebirge von Vorarlberg, Bünden, St.Gallen und Appenzell. Die Kapelle wurde zum Andenken an die am 17. Juni 1405 statt gefundene Freiheitsschlacht erbaut. Vierhundert Appenzeller, angeführt vom Grafen Rudolf von Werdenberg, schlugen daselbst die zehnmal stärkere Macht Herzog Friedrichs von Österreich. Die Sieger verlohren dabei nur 20, die Feinde 900 Mann, unter welchen sich viele Edlen befanden. Das Blut der Erschlagenen röthete das vorbeifliessende Waldwasser bis zu seinem Einflusse in den Rhein. Unsterblichen Ruhm erwarb sich an diesem Tage Uli Rotach durch seinen Kampf gegen 12 Feinde, deren er 5 erschlug; die übrigen steckten die Hütte in Brand an welcher Rotach focht, worauf er es vorzog in den Flammen zu sterben als besiegt zu werden. . . . Zum Andenken an diesen Sieg halten die Innerrhoder jährlich eine Prozession von Appenzell bis Marbach. Aus jeder Haushaltung muss wenigstens eine Mannsperson dieser Prozession beiwohnen. Zuweilen, z.B. 1785, gab es bei solchen Anlässen Schlägereien mit den Ausserrhodern. Am 27. Juli 1826 veranstaltete der Sempacher-Verein auch eine Schlachtfeier, welche der appenzellische Sängerverein verschönerte³⁴.»

Uli Rotach erfuhr im 19. Jahrhundert das gleiche Schicksal wie Wilhelm Tell. In Altdorf war die Überlieferung von Wilhelm Tell zur «Tell-Frage» geworden, welche schliesslich in der suggestiven Gestaltung des Mythos im 1895 enthüllten Tell-Denkmal ihre «Lösung» fand³⁵. 1873 stellte der St. Galler Historiker Johannes Dierauer (1842–1920), Professor an der Kantonsschule, Stadtbibliothekar und gefeierter Verfasser einer fünfbändigen *Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft*, die Existenz des Appenzeller Nationalhelden in Frage. In seinem Vortrag über die Schlacht am Stoss an der Jahresversammlung der schweizerischen Geschichtsforschenden Ge-

sellschaft in Zürich kam er «zum Schluss, dass die Geschichte von Uli Rotach vor der einfachen Frage nach der Möglichkeit oder auch nur Wahrscheinlichkeit ihres Verlaufs und vor den alten Quellen . . . nicht füglich bestehen kann»³⁶. Auch in diesem Falle wurde nach langen Pressefehden das Problem mit der Enthüllung eines Denkmals gelöst. Anlässlich des innerrhodischen Sängerfestes 1887 in Appenzell wurde ein Denkmalfonds angelegt und zehn Jahre später die Ausführung dem 1879 gegründeten Historisch-antiquarischen Verein übertragen. An der Fünfhundertjahrfeier der Schlacht am Stoss 1905 in Appenzell wurde das Bronzerelief eingeweiht, welches Bildhauer Walter Valentin Mettler (1868–1942) geschaffen hatte (Abb. 34) (siehe auch Kapitel 3.3: *Hauptgasse* Nr. 6)³⁷.

Im Bild des starken Sennen, der seine Hütte verteidigt, drücken sich der Freiheitswille und die Eigenständigkeit aus: die Hütte ist das Symbol für das Land, für den Bau der Staatsordnung wie für die reale appenzellische Behausung. Der Appenzeller hat keinen abstrakten Heimatbegriff. Seine Heimat ist sein «Heemed», nach Titus Tobler 1837 ist «das Hem (Heim) das Haus, die Stallung und das dazu gehörige Grundstück, der ganze Gutsbesitz. In der Schriftsprache öfter das Heimwesen». Ferner «die Hemet, Hâmet . . ., Hus ond Hemet = Haus, Scheuer und Grundstück». Das «Hemetli ist sinngleich mit Güteli, Bödeli»³⁸. Den auch in anderen Schweizer Regionen verwendeten Begriff empfindet man hier



Abb. 36 Stickerin, Molkenverkäufer und Kurgäste. Xylographie aus der Reportage «Eines Malers Frühling in Appenzell» von Wilhelm Riefstahl (1827–1888), erschienen in der Familienzeitschrift *Daheim*, Bielefeld und Leipzig, 2 (1866). Vgl. Abb. 23.



Abb. 37 Hausbau im Schwendital südlich von Appenzell, Gemälde 1861 des St.Galler Malers Emil Rittmeyer (1820–1904), Öl auf Leinwand, Kunstmuseum St. Gallen.

besonders eindrücklich auch durch die Bauweise veranschaulicht. Hermann Alexander Berlepsch zeichnete 1858 in seinem Fremdenführer *Der Bodensee und das Appenzeller Land* ein Bild davon:

«Der Inner-Rhändler lebt nach altgermanischer Sitte in einzeln liegenden, über die Wiesen zerstreuten Gehöften, seinem «Hä-mattli» (Heimath) in kastaniengebräunten, oder silbergraugebleichten Holzhäusern, bei denen Stall, Heustadel und Wagen-Schopf (Remise) den meisten Platz einnehmen, denn das 'Veh' geht Manchem über die Familie; – der Ausser-Rhändler wohnt weit mehr in geschlossenen Dörfern, obwohl auch bei ihm die Matten von zerstreut liegenden Ansiedelungen durchwirkt, reich belebt erscheinen³⁹.»

Im Begriff «Sein Land ersitzen» drückt es Stefan Sonderegger in heutiger Sprache aus:

«Auch das gehört zu den Konstanten appenzellerischer Geschichte: sein Land ersitzen. Siedler von allen Seiten setzen sich, gefördert und unterstützt vom Kloster St. Gallen, oben in den Voralpen fest. Sie treten durch Präkarie und Grundherrschaft in ein gegenseitig schützend-helfendes Verhältnis zum mächtig ausstrahlenden Kloster. Und dann sitzen sie in dem Land – und niemand bringt sie mehr hinaus. Rechtlich ersitzen sie es. Sie ersitzen die Rechte, die ihnen rechtens scheinen. Die ganze appenzellische Frühzeit des werdenden Landes ist – rechtsgeschichtlich gesehen – ein Ersitzen ihres Landes. Siedlerrecht wird Sitzrecht. Sitzrecht wird – allen äusseren Anfechtungen zum Trotz – Landrecht. Landrecht wird Institution – Bauern- wie Bürgerbesitz. Landrecht heisst appenzellisch bis heute auch Bürgerrecht. Niemand wohnte da oben zuvor. Es war nur Waldgebiet und Jagdrevier – so verlassen wie heimlich. Die Appenzeller haben dieses Verlorene erst gewonnen und das Heimliche – stets unheimlich gegen aussen – sich einverleibt. Im Ersitzen haben sie ihr Land erfüllt⁴⁰.»

«Die altgermanische Sitte», in zerstreuten Gehöften zu leben, wie es Berlepsch ausdrückte, war schon von Johann Kaspar Zellweger in seiner *Geschichte des appenzellischen Volkes* durch die Beschreibung der mittelalterlichen Wohnung anschaulich gemacht worden:

«Der Herr wohnte auf einem freistehenden Thurme, (Burg, sala) hatte aber auch auf dem Wirtschaftshofe ein Wohnhaus (domus infra curtem), daneben den Viehstall (scuria), Kornboden (granica), Kellerhaus (cellaria), Badhaus (stuba), Schafstall (ovile), Schweinstall (porcaritia domus), Scheune und Speicher (spicarium). Die Leibeigenen hatten Haus, Viehstall, Scheune und Kornboden. Die Häuser waren von Holz, mit Schindeln (scindula) bedeckt und inwendig ganz hohl, so dass man die vier Wände und den First sah. In der Mitte des Hauses war eine Säule (Firstsul), die das Dach trug. Auch in den vier Ecken befanden sich Säulen, die man Winchilsul nannte. Die Hölzer, welche die Wand bildeten, nannte man Spangen. Die Frauen und Töchter sowohl als die Mägde wohnten unter Aufsicht einer Vorsteherin in abgesonderten Häusern, die man Genicia nannte. Die Gebäude, die zusammen einen Hof (curtis) bildeten, waren mit einem Zaun umgeben, die Güter aber entweder mit einem Zaun (Hag), oder Graben, der als Beweis diente, dass ein solches Stück Land einen Besitzer habe. Wer daher ein Neuland anbaute, der beeilte sich, es einzuzäunen, und ein solches Stück Land nannte man Bifang (bei uns nennt man eine eingezäunte Wiese auf Alpweiden auch noch Befang oder Befig)⁴¹.»

Wie in seiner oben zitierten Beschreibung der Sennen, welche «das Bild der ersten Bewohner des Landes bewahren», fließt auch in dieser Evokation der «Appenzeller Urhütte» Vergangenheit und Gegenwart ineinander. Zellwegers Beschreibung steht noch in der vor allem von Ebel vermittelten Tradition des 18. Jahrhunderts, welche im Appenzellerland eine paradiesische Idylle gesehen hatte⁴². In einer Beschreibung aus der Zeit um 1900 klingt der Wunsch auf, im Bauernhaus stabile Verhältnisse zu finden. Der St. Galler Redaktor, Schriftsteller und Politiker Georg Baumberger (1855–1931) schilderte in seinem 1903 erschienenen Buch *«Juhu – Juuhu!» Appenzellerland und Appenzellerleut* den Hof Kalch bei Brülisau am Eingang ins Alpsteingebirge, den er mit seiner Familie als Sommerfri-

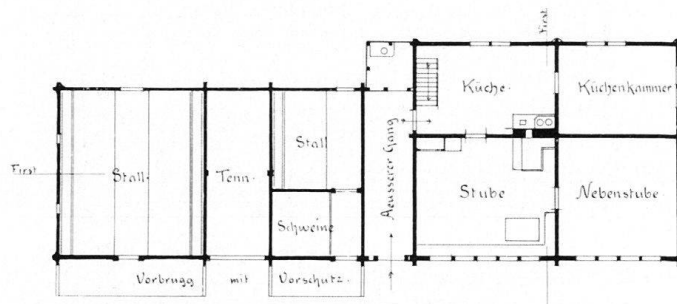


Abb. 38 Salomon Schlatter (1858–1922), Grundriss des Appenzellerhauses. Abbildung zu seiner baugeschichtlichen Skizze *Unsere Heimstätten, wie sie waren und wurden*, (Neujahrsblatt, hg. vom Hist. Verein des Kantons St. Gallen, St. Gallen 1909, S. 15.

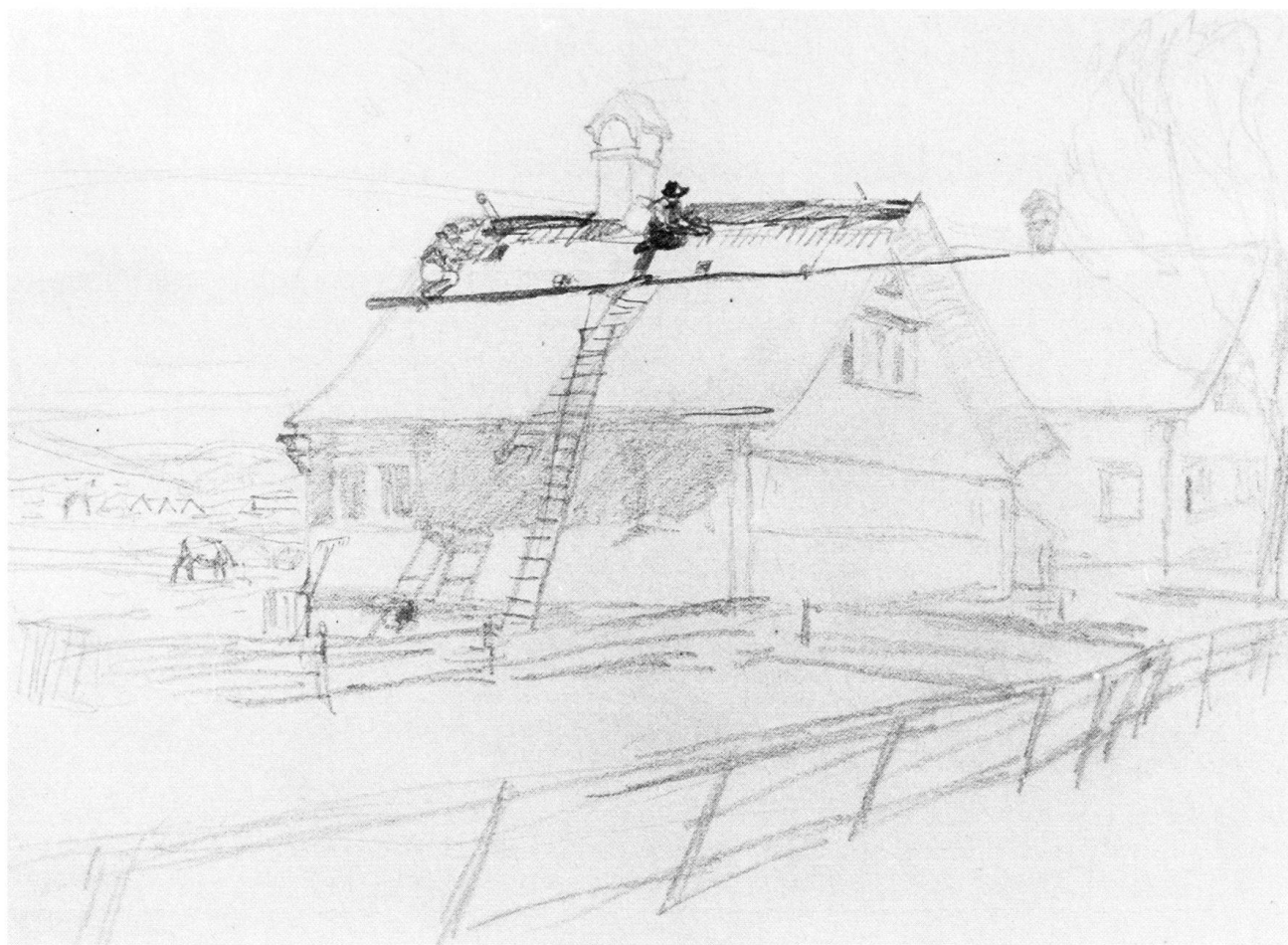


Abb. 39 Appenzellerhaus mit Dachdeckern. Bleistiftzeichnung von Carl Liner (1871–1946). Privatbesitz Appenzell.

sche bewohnt hatte. Die Fahrt des Redaktors von St. Gallen nach Appenzell erinnert an die 800 Jahre zurückliegende Kolonisationsgebärde der St. Galler Äbte, es ist die uralte Bewegung des Stadtmüden aufs Land:

«Zur Rechten und zur Linken grenzen zwei kleine klare Bergbäche das Gut ab, die von Eschen, Birken und allerlei Strauchwerk umzäunt sind . . . Vor dem Hause steht, so hoch wie dieses, ein stolzer, alter Apfelbaum mit stattlicher Blätterkrone und mehr nach dem Stadel hin ein grosser Brunnen mit Holz-

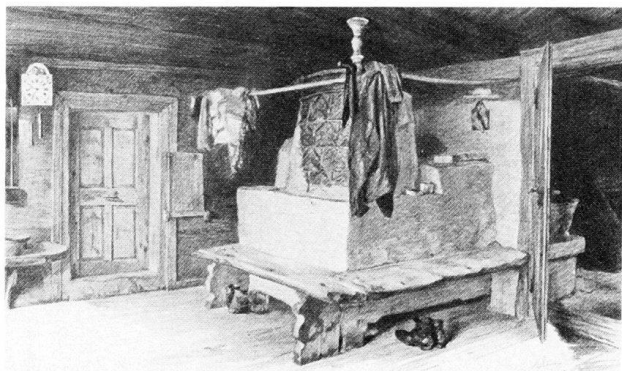


Abb. 40 Interieur aus Appenzell (Brülisau), Zeichnung von Carl Liner (1871–1946), Reproduktion aus der Zeitschrift *Die Schweiz* 7 (1903), S. 317.

trog, aus dem in schwellendem Strahl kristallenes Quellwasser fliesst, das auch bei der grössten Hitze seine kühlende Frische und seinen kräftigen Geschmack bewahrt. Nach Appenzeller Art sind Haus und Stall mit dem Futtertenn aneinander gebaut; alles aus Holz. Und nun treten wir ein und kommen in eine Art Vorflur. Rechts führt ein Gang zum Kuh- und Ziegenstall und zum Tenn mit dem mächtigen Heustock, links eine kleine Holzstiege zum Keller, während geradeaus eine zweite kleine Stiege hinauf zum eigentlichen Eingang zur Wohnung führt, der gegenüber sich der zur Zeit leere Schweinestall befindet. Man betritt zuerst die geräumige Küche mit dem kleinen Herd und einem verschiebbaren Balken daneben zum Anhängen des Sennenkessi beim Käsen.

Von der Küche geht es in die nicht weniger geräumige Stube mit dem mächtigen grünen Kachelofen links, und rechts ist ein bäuerliches Ruhebett mit Holzgitterwerk unten, um in seinem Parterre im Notfalle auch als Hühnerstall dienen zu können, was aber nicht hindert, einen schönen Traum zu träumen, wenn man sich erst hinaufgeschwungen hat. An der gleichen Wand befindet sich ferner ein breites, bäuerliches Buffet mit buntgeblühten Kaffeetassen und weissen Tellern, auf seinen Gestellchen, während oben kleine Kästchen sind. . . . Und rund um den oberen Teil der Stube läuft eine breite Bank aus Eichenholz, auf der es sich bequem sitzen lässt, und im Eck beim Kruzifix da steht der Familientisch. Vorn aber sind alles Fensterchen mit Aufziehläden, eines am andern, dass der volle und ganze Tag in das Gemach hineinflutet. Es ist traulich in solcher Stube, wenn die Sonne hineinschaut, im Laube des Apfelbaumes ein leiser Wind flüstert, die Vögel zwitschern und die Uhr ihr träumerisches «Tiktak» murmelt. Dann ist es wie



Abb. 41 Ansicht der Liegenschaft zum unteren Schönenbühl (Dotschenmartis) im Lehn bei Appenzell, gemalt um 1880 vom Innerrhoder Bauernmaler Franz Anton Haim (1830–1890) in Haslen. Öl auf Karton, Slg. Bruno Bischofberger (Zollikon).

der Atem der Ruhe, eines glücklichen Friedens, einer schlichten Bravheit.

Von der Küche führt eine Stiege ins obere Stockwerk mit zwei grossen Schlafkammern und einer Kleiderkammer, und eine zweite Stiege führt hinauf in eine Dachkammer, wo neben drei riesigen Kuhglocken mit breiten Lederhalsbändern die Uniformen und Gewehre der jungen Kalchbauern in sauberster Ordnung aufbewahrt sind, daneben aber auch die kleine, winzige Wiege aus Hartholz, in der die jungen Riesen einst lagen.»

Die erwachsenen Kinder kümmern sich um den Vater, «der längst aus Alltagssorgen heraus ist, aber unverdrossen das Nomadisieren eines echten Appenzellersennens weiter führt: im Spätwinter mit seinem Vieh im Kalch ist, im Frühling damit auf die Voralp Rossberg unter dem Ruhsitz zieht, im Sommer

auf die Alp Sol übersiedelt, im Herbst wieder nach dem Rossberg und dem Kalch fährt und nachher bald da- bald dorthin ins Ländchen hinaus, wo er gerade bei Bauern Heu zum Auffuttern gekauft hat, nach Eggerstanden, Gonten, sogar bis Bühler in Ausserrhoden⁴³.»

Gleichzeitig mit Baumbergers literarischem Genrebild des Innerrhodischen Bauernhauses entstanden die zeichnerischen Ansichten und Bauaufnahmen⁴⁴ seines St. Galler Generationsgenossen Salomon Schlatter (1858–1922). Der aus einer Zimmermeisterfamilie stammende Architekt Schlatter machte sich neben seinen Untersu-

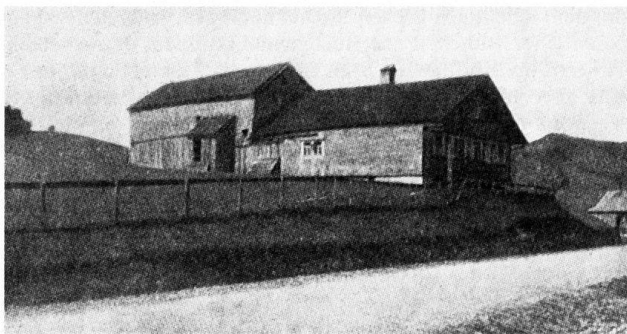


Abb. 42 und 43 «Innerrhodisches Bauernhaus im Weiler Schäfle (Bez. Appenzell). Wohnhaus und Scheune, wie beim Heidenhaus, mit geradlinigem Dachfirst, aber Fensterfront an der (schmalen) Giebelseite». – «Typisches derzeitiges appenz. Bauerngehöfte. Einzelsiedlung «Dolahauss», Bezirk Appenzell.» Abbildungen aus: Adolf Ott, *Die Siedlungs-Verhältnisse beider Appenzell*, Zürich 1915.

chungen zur St. Galler Stadtgeschichte vor allem als Erforscher des Ostschweizer Bauernhauses einen Namen. 1909 erschien seine baugeschichtliche Skizze *Unsere Heimstätten, wie sie waren und wurden*, worin er die Sennhütte als «Urhaus» darstellte und im folgenden dem Appenzeller-, dem St. Galler- (speziell dem Toggenburger-) und dem Thurgauerhaus sowie dem Stadthaus in St. Gallen eigene Abschnitte widmete. In seinem Todesjahr 1922 erschien die Schrift *Das Appenzellerhaus und seine Schönheiten*, welche Schlatter im Auftrag der Heimatschutzvereinigung Appenzell A.Rh. verfasst und mit eigenen Zeichnungen geschmückt hatte. Das Büchlein ist ein literarisch und graphisch hervorragend aufeinander abgestimmtes gemütvoll und genaues Denkmal für das Appenzellerhaus⁴⁵. Auch Schlatter betonte:

«Überall liegen die freundlichen Häuser zerstreut, wie hingesaet auf den grünen Matten, einzeln, in kleinen Gruppen zu zweien und dreien, so viel als möglich mitten in ihrem Besitzum. . . . Das Land hat seinen eigenen Ausdruck dafür, den der Fremde nicht kennen, kaum recht empfinden kann: Heimat ist dieser Grundbesitz mit seinem mitten drin gelegenen Hause dem Appenzeller, sini Häamet! Die ist sein Königreich, auf ihr schaltet und waltet er als Herrscher, und auf dieser festen Grundlage steht er mit seiner Familie, steht durch ihn sein Ländlein, seine Verfassung, seine Ordnung in der Freiheit⁴⁶.»

Schon vor Schlatter hatte der Pionier der Schweizer Bauernhausforschung, Jakob Hunziker (1827–1901) in Aarau, das Appenzellerhaus in seine Haustypologie einbezogen. Im April 1887 besuchte er Appenzell Innerrhoden, speziell den Rossberg und die Bernburg bei Brülisau sowie den Vorort Rinkenbach bei Appenzell. Den erst 1913 publizierten Bericht illustrieren u.a. Photographien des Hauptplatzes von Appenzell sowie die Aussenansichten und Grundrisse der Häuser Rossberg und Bernburg. Hunziker liess jeweils die Bewohner vor den Häusern posieren, wenn er fotografierte: der Aarauer Professor begegnete als Ethnograph im eigenen Land den «Ureinwohnern» ländlicher, «unberührter» Gegenden:

«Aus der Umgegend von Appenzell geben wir ein kleines niedliches Häuschen mit niedrigem Schindeldach, wie sie dort zahlreich vorkommen (Abb. 45), und ein zweites, aus derselben Ortschaft Rinkenbach mit dem Besitzer Joh. Ant. Stäubli, einem achtzigjährigen Mann, der mit seinem nur zwei Jahre jüngern Weibe dieses Haus allein bewohnt, beide noch frisch, munter, von fast blühender Gesichtsfarbe. Nach fünfzigjähriger glücklicher Ehe findet sich der kleine Brautkasten noch im Nebenzimmer, einst bemalt, namentlich mit sogenannten Zweifelstricken. Die Gutmütigkeit dieser Leute und der tiefe Hausfrieden erstrecken sich selbst auf die neugierig herum-schnuppernden Ziegen und die miteinander spielenden Hund und Katze. Die Kinder sind auswärts verheiratet⁴⁷.»

Von Hunzikers Begriffen gingen alle späteren Hausforscher aus. Das Appenzellerhaus gehört

Die Bildrechte sind nicht freigegeben

Le droit à l'image n'est pas approuvé

The publication rights are not released

Abb. 44 Federzeichnung von Salomon Schlatter (1858–1922), um 1915. Schweizerisches Landesmuseum (Zürich).

zum Typus des Länderhauses (abgeleitet von «Landerdach», was «plattes Dach, mit Steinen belegt» bedeutet):

«Das ostschweizerische Länderhaus umfasst, abgesehen von dem wesentlich räto-romanischen Gebiet, den Kanton Appenzell, das Rheintal, das Toggenburg, die March, das Wäggi- und das Sihltal des Kantons Schwyz. Das Appenzeller-Haus bietet zwei Eigentümlichkeiten, die im übrigen Gebiet des Ostschweizerischen nicht konstant wiederkehren. Zunächst ist es regelmässig mit der Scheuer unter einem Dach und in einer Front verbunden, und da die Scheuer ebenso regelmässig Trauffront hat wie die Wohnung Giebelfront, so bilden die beiden Dächer zusammen je eine Kreuzfirst. An der Stelle der seitlichen Laube findet sich ein gedeckter *schopf*, der zur Haustüre führt; er heisst auch *gang*. Über diesem Schopf, im Oberstock, liegt die *lang-chamer* (Rinkenbach [Appenzell]). *Schopf* heisst auch der Gang unter den Bogen in Werdenberg. Das gesamte Gebiet des ostschweizerischen Länderhauses hat mit dem Länderhause des räto-romanischen Gebietes gemeinsam das sogenannte *võrhüs*. Doch ist der so geheissene Raum nicht ganz derselbe beiderseits⁴⁸.»



Abb. 45 Häuschen in Rinkenbach bei Appenzell. Photographie 1887 von Jakob Hunziker (1827–1901), aus seiner Untersuchung *Das Schweizerhaus nach seinen landschaftlichen Formen und seiner geschichtlichen Entwicklung*, siebenter Abschnitt: *Das Länderhaus (deutsch-schweizerisches Gebirgshaus)*, Aarau 1913.

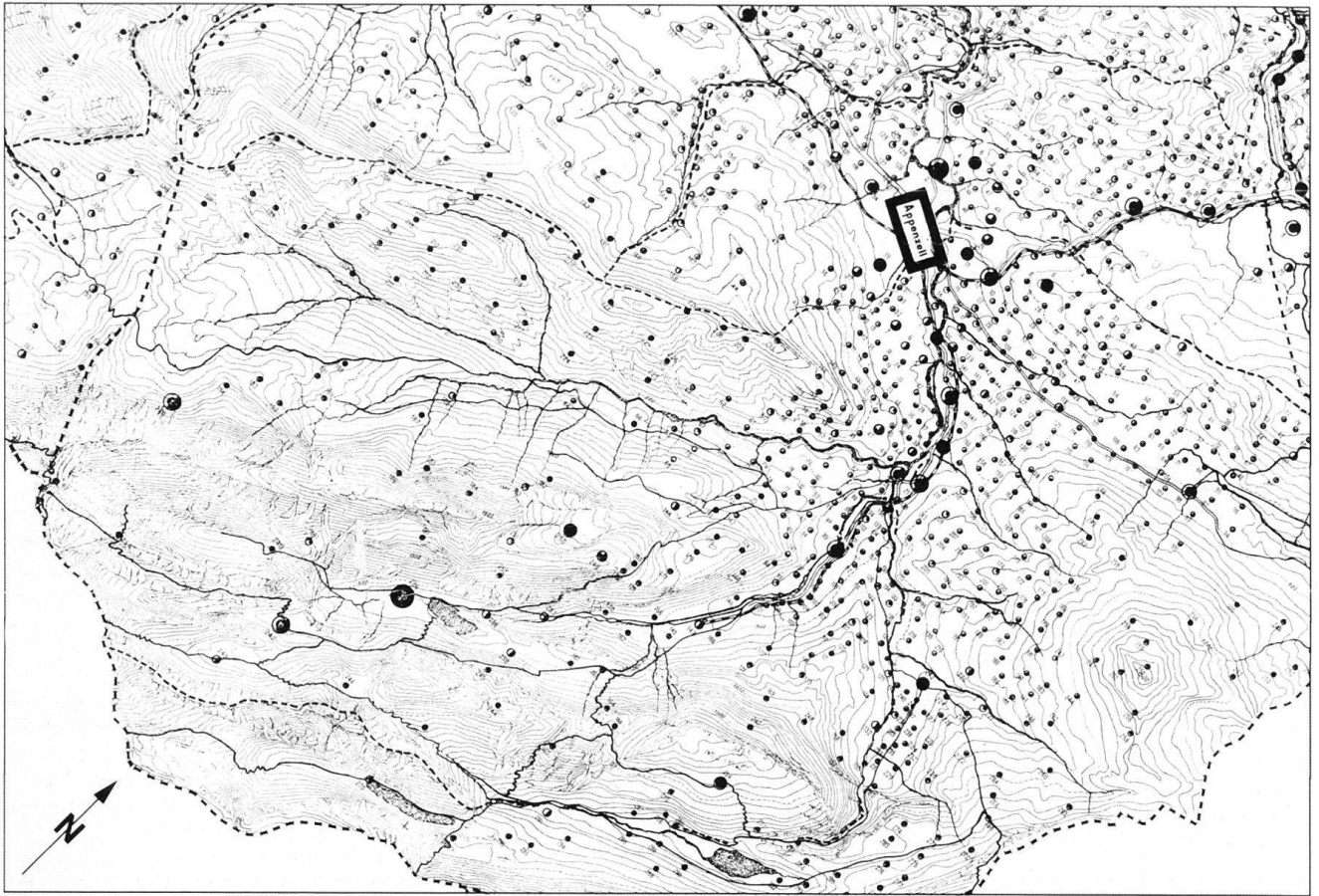


Abb. 46 Appenzell und Umgebung. Ausschnitt aus der *Wohnplatz-Karte beider Appenzell*, 1:50000 (verkleinert), Verlag Kartographia Winterthur AG. Beilage IV zu: Adolf Ott, *Die Siedlungs-Verhältnisse beider Appenzell*, Zürich 1915. Mit Rechteck ist Appenzell als Dorf-Siedlung von über 3000 Einwohnern, mit grösseren Kreisen sind Weiler-Siedlungen, mit kleinen Kreisen Einzelsiedlungen bezeichnet. Vgl. Abb. 42 und 43.

Nachdem Schlatters innerrhodische Zeichnungen nicht publiziert wurden⁴⁹ und seine Schrift über das Appenzellerhaus von 1922 nicht zwischen einem ausserrhodischen und einem innerrhodischen Typus unterschied und nur ausserrhodische Beispiele abbildete, blieb Hunzikers 1913 publizierter Bericht für lange Zeit das wichtigste Hausforschungs-Dokument über Innerrhoden⁵⁰. Immerhin hatte es 1915 eine Ergänzung erfahren in der Dissertation des aus Wila ZH stammenden Winterthurer Geographen Adolf Ott (1880–1957). Otts Arbeit *Die Siedlungs-Verhältnisse beider Appenzell* erschien 1915 und behandelte die Volksdichte, Verbreitung und Grösse sowie Lage und Gestalt der Siedlungen, berücksichtigte Wirtschafts- und Arealverhältnisse, Topographie, Klima und Verkehr und ging auch auf den Bautypus ein. Wichtigste Grundlage dieser siedlungsgeographischen Untersuchung waren die Ergebnisse der Eidgenössischen Volkszählung von 1910. Beigegeben waren Karten der Volks- und Siedlungsdichte, der Wohnplatztypen (Weiler und Dorf) sowie eine grosse Wohnplatzkarte, auf der alle Einzel- und Weilersied-

lungen (differenziert nach konstanter und temporärer Bewohnung) und Dorfsiedlungen (differenziert nach Grösse) eingetragen waren (Abb. 46).

Otts knappe Übersicht über die Haustypen basierte auf dem erwähnten, 1913 publizierten Werk Hunzikers: «Das appenzellische Wohnhaus gehört zum Typus des ostschweizerischen Länderhauses. Verschiedene Übergangsformen erinnern an den schwäbischen Hausbau.» Ott bildete auch ein altes und ein neues Hausbeispiel aus dem Bezirk Appenzell ab (Abb. 42, 43). Im Unterschied zum Ausserrhoder Haus hat das Innerrhoder Haus keinen Webkeller. Als Hausindustrie wird hier das Sticken gepflegt.

«Im temporären Wohngebiete Appenzells, wo man alles alt Überlieferte noch in der ursprünglichsten Form vorfindet, trifft man heute in den dortigen Alphütten die einfachste und wohl auch die älteste Bauart appenzellischer Wohnstätten an. Hier ist die Trennung von Wohngebäude und Stall noch fast durchwegs durchgeführt. Die Sennhütte ist ein primitiver, auf annähernd quadratischem, ausgebnemten Platze errichteter Holzbau mit flachem Schindeldach. Der ganze Innenraum besteht aus Küche, Wohnraum und Milchkeller. Mancherorts fehlt der Wohnraum; dafür dient ein Dachraum als Schlafstätte. Räumlich bedeutender als die Hütte sind die sie umgebenden «Stä-

del» (Ställe). Als die ältesten Wohngebäude des Molassegebietes werden die sog. Heidenhäuser, auch «Tätschhüsl» genannt, bezeichnet. Die flache Dachform einerseits, das vermeintliche Alter andererseits mag die Eingeborenen zu dieser Benennung veranlasst haben. Das Heidenhaus ist heute noch, wie die Sennhütte, ein niedriger Holzbau mit Schindelbedachung; doch liegen Wohnhaus und Scheune schon häufig unter dem gleichen Dachfirst. Die Hauptfront des Hauses liegt noch nicht an der Giebelseite, wie bei den übrigen neueren Bauernhäusern des Molasselandes. Die Scheune mit Stall nimmt immer noch an räumlicher Ausdehnung die erste Stelle ein, wie bei der Sennhütte. Als Übergangsform zum allgemein verbreiteten Länderhaus ist das flachdachige Tätschhaus mit Giebelfront zu nennen. Man findet heute im Appenzellischen diesen Übergangstypus in zwei verschiedenen Formen vertreten. Abgesehen davon, dass das Tätschhaus mit Giebelfront bald in Verbindung mit dem Ökonomiegebäude, bald wieder ohne eine solche angetroffen wird, scheint mir das Wesentlichste dieses Haustypus in der verschiedenartigen Verbindung von Wohngebäude und Scheune (mit Stall) zu liegen. Bei der älteren Form des Tätschhauses mit Giebelfront liegen die Dachfirsten von Wohnhaus und Scheune in einer Geraden (Abb. 42). Dieser Haustypus erinnert durchaus an die älteste Form des Heidenhauses; nur die Fensterreihe des Wohnhauses schaut nicht mehr nach der Breitseite des Gesamtgebäudes. Es ist diese Hausform auf appenzellischem Boden ebenso spärlich vertreten, wie das Heidenhaus selbst. Die neuere Form des Tätschhauses mit Giebelfront zeigt die typische rechtwinklige Angliederung der Scheune an das Wohnhaus. Sie ist in unserem Untersuchungsgebiete häufig anzutreffen. Die Hauptfront liegt wieder, wie beim Heidenhaus, an der Breitseite des Gebäudes; aber der Kreuzfirst gibt dem Hause gegenüber zuvor ein völlig verändertes Aussehen. Das Dach des Wohngebäudes hat gegenüber zuvor an Höhe gewonnen; es erreicht meistens die Höhe des Scheunendaches, überragt letzteres aber nirgends. Das derzeitige neuere Bauerngehöfte (Abb. 43) stellt in seiner Bauform eine Auslese verschiedenartiger Anpassungsformen dar. Seiner Formveränderung gegenüber dem Tätschhaus liegt zur Hauptsache die Einbürgerung der Hausindustrie zugrunde. Der Bauer wurde Leinen- und Baumwollweber und vereinigte in einer Person zwei Berufsarten, je nach Jahreszeit und Witterung. In der Stube wurde gesponnen und späterhin gestickt. Demzufolge musste sie sonnig und hell sein; daher baute man die neuen Häuser so, dass die Giebelseite nach Süden schaute. An der Sonnenseite reiht sich heute, nur durch schmale Pfeiler voneinander getrennt, Fenster an Fenster. Unter der Wohnstube wurde der Keller häufig als Webkeller ausgebaut, dessen Fensterchen heute zu ebener Erde liegen und dem Gebäude etwas spezifisch Eigenartiges verleihen⁵¹.)

Ott stellte auch den Typus der appenzellischen «Heimat» in weitere Zusammenhänge:

«Entsprechend dem Vorherrschen der bäuerlichen Bevölkerung im Kanton Appenzell, speziell auf innerrhodischem Boden, dominieren die Einzelwohnplätze im gesamten Siedlungsbilde, vorab in Innerrhoden. Das direkte Abhängigkeitsverhältnis zwischen Wirtschaftsform und Wohnweise, resp. Verteilung der Siedlungen kommt hier um so auffällender zum Ausdruck, als der appenzellische Bauer sein Gehöfte stets in der Weise auf eigenen Grund und Boden zu bauen pflegt, dass alles ihm zugehörnde Bodenareal rings um sein Heim (Heimat) liegt und demnach eine ungeteilte Nutzungsfläche darstellt. Appenzellische Bauerngüter, deren Wiesenflächen aus zwei voneinander getrennten Teilstücken sich zusammensetzen, sind nicht häufig und «Heimaten» aus drei und mehr separaten Bodenparzellen bestehend, gehören zu den Ausnahmen. Im Gegensatz hiezu erwähne ich, dass sogar Kleinbauerngüter des schweizerischen Mittellandes häufig zehn und mehr zerstreut liegende Grundstücke haben. Eine nur annä-

hernd so weitgehende Areal-Parzellierung, wie sie den meisten Agrarbetrieben des schweizerischen Mittellandes eigen ist, findet man in ganz Appenzell nirgends. Darin liegt aber gerade der technische Vorteil der rationalen Bewirtschaftung des appenzellischen Bauerngutes. Diese Eigenart des Appenzellerbauern bedingt das separate Wohnen, die Vorliebe für den Einzelhof-Typus⁵².»

Als letzter Zeuge zur appenzellischen «Heimat» sei hier der Zürcher Hans Bernhard (1888–1942) zitiert. Der Gründer (1918) und Geschäftsleiter der Schweizerischen Vereinigung für Innenkolonisation publizierte 1937 die Schrift *Innenkolonisationsprobleme der Krisenzeit in Appenzell I. Rh.*, worin er die Struktur der Landwirtschaftsbetriebe analysierte und «Untersuchungen über die Korporationsgebiete «Forren» und «Mendle» bei Appenzell hinsichtlich ihrer Eignung zur Besiedlung» anstellte. Bernhard fasste zusammen:

«So sehr hat sich die Erkenntnis, dass der knappe Boden der engeren Heimat eben in kleine Partikel aufgeteilt werden müsse, wenn er dem zahlreich gewordenen Volk noch Lebensraum gewähren soll, eingelebt, dass es hier als selbstverständlich angesehen wird, wenn man der einzelnen Familie zumutet, sich mit 8–12 Jucharten eingefriedigtem Wiesland um Haus und Hof zu bescheiden. Tatsächlich sieht der Appenzeller Bauer im Streben, ein eigenes Gütchen zu bewirtschaften, nicht einen Betrieb vor sich, der nach kaufmännischen Grundsätzen rentiert, sondern, wie die ortsübliche Bezeichnung «Heimat» es besagt, Wohnung, Stall und Heudiele und ein Stück Land im Gehege, das ihm Grundlage des Erwerbs sein kann, ergänzt durch verschiedene Nebenverdienstgelegenheiten. Das Bauerngut als ökonomisches Refugium und greifbares Stück Vaterland hat hier buchstäbliche Bedeutung⁵³.»

In diesem Sinne wurde denn auch die Melioration und Besiedlung der Korporation Forren am Südrand von Appenzell 1937–1938 durchgeführt. Die vier Hof-siedlungen entstanden nach dem Muster eines von Bernhard abgebildeten «typischen Kleinbauerngehöfts aus Appenzell I. Rh.»⁵⁴.

2.5 Bauernhaus und Landhaus

Die Bau- und Siedlungsweise Innerrhodens äussert sich als ungebrochene Tradition, die im Dorf Appenzell ihre «verdichtete» Mitte findet (siehe Kapitel 2.6). Die bisherigen literarischen Zeugnisse betrafen immer den Typus, nicht das einzelne Haus. Besonders interessant müssen deshalb die Abweichungen erscheinen. In der Übergangszone zwischen dem östlichen Dorfrand und der Einzelhoflandschaft, im Gebiet Blumenrain–Bleiche, wurden seit dem frühen 19. Jahrhundert Landhäuser gebaut. Im frühen 20. Jahrhundert entwickelte sich daraus an der Blumenrainstrasse ein kleines Villenquartier. Als erstes wurde um 1825 das sogenannte Gelbe Haus erbaut (*Blumenrainstrasse* Nr. 3), das in klassizistischer Isolierung das Dorfbild von

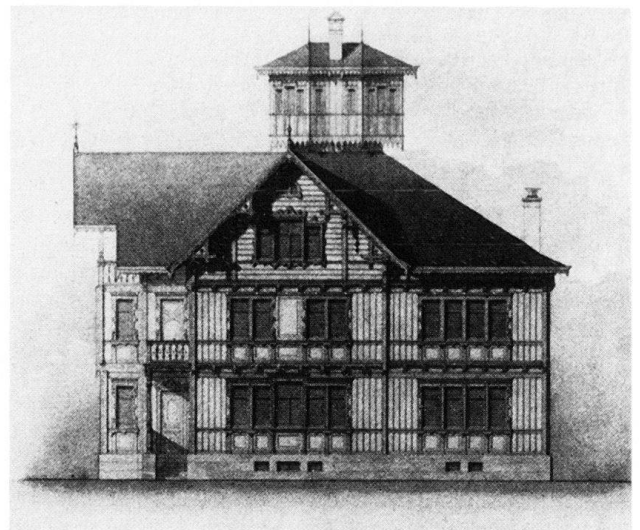
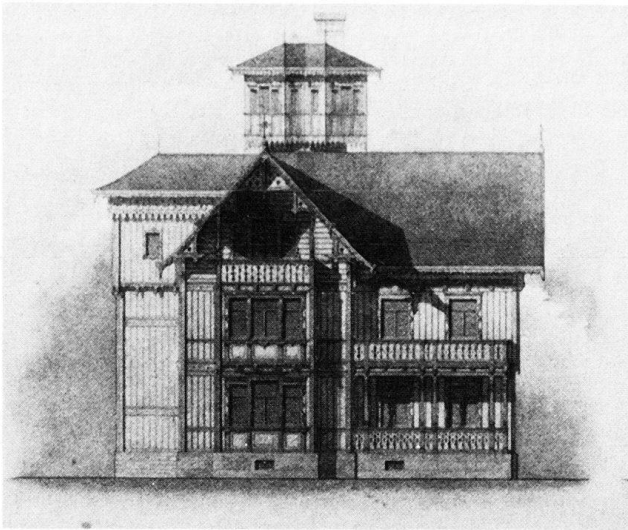


Abb. 47 und 48 Appenzell, Blumenrainstrasse Nr. 22. Villa «Sälde», erbaut 1872–1874 von Emil Kessler (1833–1907) in St. Gallen, für Ständerat Johann Baptist Emil Rusch (1844–1890). Südwest- und Südostfront, Risse des Architekten; Kantonsbibliothek Vadana (St. Gallen).

Osten bestimmte (Abb. 119). Das Haus, welches seit 1886 als Alterssitz eines ehemaligen Landamanns diente, variiert einen, vor allem in Ausserrhoden weitverbreiteten Typus. Etwas flussaufwärts, in der Ebene an der Sitter, liegt die Alte Bleiche (*Bleichestrasse* Nr. 8). Der Gebäudekomplex des 16./18. Jahrhunderts (Abb. 49) ist eine herrschaftliche Variante des Bauernhauses, gleich den Patriziersitzen im Ortszentrum (*Engelgasse*). Unter dem letzten Bleichemeister, Landammann Johann Baptist Josef Anton Floridus Rusch (1806–1865), wurde das Gut seit der Jahrhundertmitte zum landwirtschaftlichen Musterbetrieb ausgestaltet und Sägerei, Mühle und Bäckerei weitergeführt. Von den traditionsbewussten Söhnen des damals grössten Grundbesitzers von Innerrhoden blieb Landessäckelmeister und Kantonsrichter Josef Anton Alois Rusch (1845–1906) in der Bleiche wohnhaft; dessen Brüder, Ständerat und Landammann Johann Baptist Emil Rusch (1844–1890) und Bezirksrichter Arnold Gregor Rusch (1849–1892), bezogen gleichzeitig 1874 ihre neugebauten Häuser am sanft ansteigenden Abhang nördlich der Bleiche. Sowohl die Villa «Sälde» des Juristen und Historikers J. B. E. Rusch wie der Hof «Krüsi» des Landwirts A. G. Rusch (*Blumenrainstrasse* Nrn. 22 und 34) sind nicht mehr von der Art der biedermeierlichen und noch in den 1860er Jahren üblicherweise gebauten Varianten des Appenzellerhauses, wie sie ganz in der Nähe vorkommen (*Blumenrainstrasse* Nrn. 31 und 33), sondern wandeln den überregional verbreiteten Schweizer Holzstil ab. Als appenzellische Eigenheiten können bei der Zimmer- und Baumeister-Architektur des Bauernhauses «Krüsi» der Kreuzfirst

(traditionellerweise sonst die Stellung von Wohnhaus und Stalltrakt markierend) und der Schindelschirm bezeichnet werden, während bei der Villa «Sälde» die Vertäferung, die Reihung der Fenster und die seitlichen Fensterzierbretter («Steckbretter») «Appenzellerart» evozieren. Diese Appenzellerart ist in das raffinierte Gliederungsspiel der Kuben und der gesägten Dekoration einbezogen, und die Balkone und gar der Belvedereaufbau bezeichnen «Aussicht» und «Überblick», wie es dem Ständerat und Landammann geziemt. Der Balkon am Bauernhaus seines Bruders signalisiert hingegen eher den Bezirksrichter als den Bauern (Abb. 50). Die Pläne zur Villa «Sälde» (Abb. 47, 48) stammen vom St. Galler Architekten Emil Kessler (1833–1907), den Rusch wahrscheinlich als Entwerfer des gleichzeitig erbauten Bezirkskrankenhauses kennengelernt hatte⁵⁵. Mit dem Wohnsitz Ständerat

Die Bildrechte sind nicht freigegeben

Le droit à l'image n'est pas approuvé

The publication rights are not released

Abb. 49 Alte Bleiche bei Appenzell, Bleistift- und Farbstiftzeichnung von Salomon Schlatter (1858–1922), 1. August 1918, Schweizerisches Landesmuseum (Zürich).



Abb. 50 Appenzell, Blumenrainstrasse Nr. 34. Bauerngut «Krüsi», erbaut 1873–1874 für Landwirt und Bezirksrichter Arnold Gregor Rusch (1849–1892). Photographie 1977.

Ruschs schuf der in München und Berlin sowie bei Leonhard Zeugheer in Zürich und Hans Rychner in Neuenburg ausgebildete Kessler ein sowohl örtlich verankertes wie schweizerisch (Holzstil) und international (Schinkelschule) ausgerichtetes Bauwerk, das dem Wesen seines Bewohners entsprechen musste. Der zitierte St. Galler Redaktor Georg Baumberger (S. 295–296) widmete dem frühverstorbenen J. B. E. Rusch die «Moment-Studie» *Im Sterbezimmer des Landamanns*, in der er mit einem Genre-bild den Erbauer der «Sälde» charakterisierte:

«Jetzt liegt der Landammann im Sterben. Man hatte ihn in das Zimmer neben seinem grossen, schönen Arbeitszimmer gebettet. Der runde Tisch, in dessen Mitte eine prachtvolle Flusspatgruppe von der Seealp her steht, liegt noch voll grosser Folianten, alter Historienbücher und Bücher über Staats- und Kirchenrecht; der grosse Schreibtisch ist immer noch über und über mit Skripturen bedeckt in der geistreichen Unordnung gelehrter Leute. Nur der Lehnstuhl davor ist verwaist, der so konstruiert ist, dass der rückenleidende Landammann es aushalten konnte, da er meist auch die halben Nächte durcharbeitete. Jetzt freilich braucht er ihn nicht mehr⁵⁶.»

Rusch, der Führer der Konservativen, war als Rechtshistoriker, Landesarchivar, Gründer des Historisch-antiquarischen Vereins (1879) und der Altertumssammlung, als Anreger der Ausgrabung der Burg Clanx (1885–1886) und der Restaurierung der Schlachtkapelle am Stoss die Verkörperung appenzellischer Tradition. Als Ständerat wurde er in Bern oft von seiner Frau in Appenzeller Tracht begleitet. Mit seinem Gesinnungsfreund Gustav Muheim von Altdorf reichte Rusch 1885 die Motion betreffend Unterstützung von öffentlichen Altertümersammlungen und der Restaurierung historischer Baudenkmäler ein und gehört damit zu den Pionieren dieser Bestrebungen in der Schweiz⁵⁷.

In der Villa «Lindenhof», welche sich Ruschs Sohn Carl Alois Rusch (1883–1946) durch den in St. Gallen niedergelassenen Architekten Alfred Cuttat 1917–1918 nebenan (*Blumenrainstrasse* Nr. 20) erstellen liess, ist eine den damaligen Intentionen des Neuklassizismus entsprechende Wiederaufnahme der kubischen Grundform des Pionier-Landhauses am Blumenrain, des oben genannten Gelben Hauses, zu erkennen. Der Jurist, Historiker, Säckelmeister, Landammann und Ständerat Dr. C. A. Rusch pflegte in der Nachfolge von Vater und Grossvater die Traditionen der Familie und des Landes. Der 1944 gegründeten Kantonalen Heimatschutzkommission stand er als Präsident vor⁵⁸.

Unmittelbar neben der Alten Bleiche wurde 1904 für Landeshauptmann Albert Alois Rusch (1881–1940) das Bauerngut Neue Bleiche erstellt. Hier wurde, im Zeichen des aufkommenden Heimatschutzes, wieder auf die traditionelle Form des Appenzellerhauses zurückgegriffen (*Bleichestrasse* Nr. 10). Noch heute stehen die Alte Bleiche und ihre vier «Nachfolgebauten» vereinzelt im Weideland, die beiden Villen dicht von Bäumen umgeben. In dieser Synthese von Parklandschaft und Bauernland verbinden sich die alte Formel der Hofsiedlung und die neue des überregionalen vorstädtischen Landhauses.

Was innerhalb der gleichen alteingesessenen Sippe fünffach variiert worden war, wurde wenig später am Südrand von Appenzell, auf der anderen Seite der Sitter, in sehr individueller Art abgewandelt. Kunstmaler Carl Liner (1871–1946), Sohn eines St. Galler Zimmermeisters, kaufte 1906 das sogenannte «Landhaus» am Unterrain (*Alte Unterrainstrasse*), in dem er einen 1648 datierten Kachelofen mit Szenen aus der Tellen-sage entdeckt hatte. 1907 von seinem Bruder um Atelieranbau und Terrassen erweitert, stellte Li-



Abb. 51 Appenzell, Alte Unterrainstrasse. Bauernhof «Landhaus», erbaut im 16. Jahrhundert, umgebaut und erweitert 1907 von Josef Bernhard Liner (1867–1931) für seinen Bruder, Kunstmaler Carl Liner (1871–1946). Photographie um 1910.

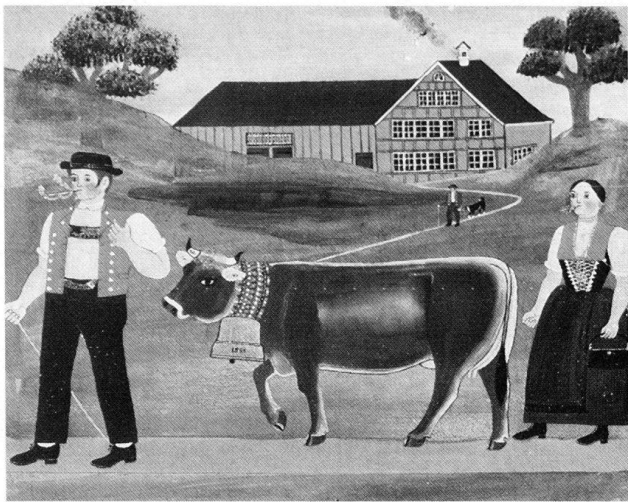


Abb. 52 Bauer, Kuh und Bäuerin, gemalt vom Innerrhoder Bauernmaler Franz Anton Haim (1830–1890) in Haslen. Öl auf Papier, auf der Glocke bez. 1889, auf dem Kuhhorn bez. AZ. Privatbesitz Herisau.

ners Sitz nun die Verbindung von Alt und Neu auf demonstrative Weise dar, sprechende Architektur auch im Hinweis auf den Bewohner, welcher hier den Beruf des Künstlers *und* den des Bauern⁵⁹ ausübte. In Volkstum und Landschaft von Innerrhoden suchte Liner einen Wurzelgrund. Er hatte seine Ausbildung in München erfahren und dort lange gelebt, strebte aber nicht nach der Abstraktion, wie in München gleichzeitig die 9 und 5 Jahre älteren Hermann Obrist und Wassilji Kandinsky oder wie sein Generationsgenosse Piet Mondrian (1872–1944) in Holland, sondern nach der fugenlosen Einheit von Leben und Kunst, möglichst nahe der Erde – ein zeittypisches Anliegen. In vielen Zeichnungen, Illustrationen und Bildern stellte er die Landschaft, das Appenzellerhaus von innen und aussen und das bäuerliche Leben dar (Abb. 39, 40, 54, 411). Sein Œuvre erschöpft sich darin nicht, aber hier liegt dessen Schwerpunkt. Liner, der schon seit den 1890er Jahren in Innerrhoden arbeitete, schuf 1904 mit dem grossen Ölbild «Gruss ins Tal» eine symbolistische Darstellung der Einheit von Land und Volk in genrehaftem Stil: vor dem als Einheit gemalten innerrhodischen Sittertal in der Tiefe stehen jodelnde und Schellen schüttelnde Sennen auf dem Alpsiegel⁶⁰. In der Folge verkörperte Liner aber nicht die idealistische Variante des Stadtflüchtlings, sondern den naturnahen und erfindungsreichen Praktiker, der sich auch mit der Konstruktion landwirtschaftlicher Maschinen und Geräte und mit der Ausnützung der Wasserkräfte an den Quellsbächen der Sitter befasste⁶¹.

Liners Aufenthalt und Tätigkeit in Appenzell ist auch Höhepunkt und Abschluss einer Tradition.

Als Darsteller von Land und Leuten waren immer wieder Künstler nach Innerrhoden gekommen: schon vor 1850 Ludwig Vogel (1788–1859) aus Zürich, später die Deutschen Wilhelm Riefstahl (1827–1888)⁶² und Gustav Bauernfeind (1848–1904) (Abb. 57). Als eigentlicher Vorläufer Liners erscheint Emil Rittmeyer (1820–1904), Anführer einer ganzen Kolonie von St. Galler Malern, die seit Ende der 1840er Jahre bis in die 1860er Jahre jeden Sommer im Schwendital verbrachten (Abb. 37) und denen sich auch die Architekten Felix Wilhelm Kubly und Johann Christoph Kunkler anschlossen⁶³. Vom Winterthurer Maler und Dichter August Corrodi (1826–1885) blieben Zeichnungen und Reisebriefe von Aufenthalten in der Gegend von Weissbad und Kaubad 1854–1855 bewahrt⁶⁴.

Zeitlich parallel zu Carl Liner wirkten der Zürcher Hans Caspar Ulrich (1880–1950) und der St. Galler Sebastian Oesch (1893–1920)⁶⁵. Ulrich (Abb. 22), welcher die Jahre 1913–1919 im Weissbad und 1919–1928 in Appenzell verbrachte, stellte in bildraumfüllenden, sorgfältig komponierten Gruppenszenen das Volksleben als Einheit dar. Der frühverstorbene Oesch verbrachte seine letzten Lebensjahre (1917–1920) in Appenzell. Landschaft, Tiere und Menschentypen verband er durch architektonisch-monumentale Komposition zur Einheit (Abb. 53). Oesch erreichte auf seiner Stilebene die Geschlossenheit der Weltschau, wie sie auch die naive Bauernma-



Abb. 53 Appenzeller Bauer. Gemälde des St. Galler Malers Sebastian Oesch (1893–1920), um 1917–1920.



No Heeme.

Abb. 54 Federzeichnung von Carl Liner (1871–1946), Illustration zu: J. Hartmann, *Appenzeller Geschichte*, Zürich 1912.

lerei auf ihre Art ausdrückt. Die Einheit von Leben und Kunst war bei diesen Malern «aus dem Volk» gewahrt; teilweise arbeiteten sie als Knechte in beiden Appenzell, im Toggenburg und im Thurgau. Bartholomäus Lämmli (1809–1865) wirkte um 1850 in der Gegend von Brülisau. Er hatte sich vom Möbelmaler zum Tafelbildmaler «emanzipiert»: die bildnerische Gestaltung führte in der Appenzeller Volkskunst vom Architektur- und Materialillusionismus der spätbarocken und klassizistischen, um 1850 aussterbenden Bett- und Schrankdekorationen, auf denen die Landschafts- und Figurenbilder als «Ausblicke» integriert sind, zur Verselbständigung dieser Bilder. Der Welteinheit der Darstellungen aus dem Bauern- und Sennenleben (siehe Kapitel 2.3, am Beispiel der Alpfahrt) entspricht die Welteinheit des appenzellischen Lebens, wie sie sich als Schlüsselerlebnis eröffnet, wenn der Wanderer an den farbig gestrichenen Häusern und Ställen auf einmal von lebensgrossen Sennen- und Tierdarstellungen auf Türen und Fensterläden überrascht wird. Solche sogenannten Wächterbilder⁶⁶ beweisen die Verbundenheit von Haus, Mensch und Tier in einer magischen Landschaft, wo die Realität zur Kulisse und die Kulisse zur Realität wird. Diese Magie kommt auch auf den Tafelbildern zum Ausdruck, wie sie nach Lämmli vom Innerrhoder Franz Anton Haim (1830–1890) (Abb. 41), vom Herisauer Johann Jakob Heuscher (1843–1901), der auch Innerrhoder Heimwesen porträtierte (Abb. 77), und von den Innerrhodern Johann Baptist Zeller (1877–1959) (Abb. 30) und Josef Anton Moser (1895–1920) im Ried gemalt wurden⁶⁷. Von Haim, der im Fendrig (Leimensteig bei Haslen) lebte,

wird berichtet, dass er auch seine Wohnstube ausmalte und im übrigen eine höhere Einheit postulierte, wenn er an höchsten Feiertagen in seiner «Foetterschlotte» (Überbluse für Stallarbeiten) die Kirche besuchte, um den Pfarrer zu belehren: Vor Gott seien alle Menschen gleich⁶⁸.

2.6 Archaische Struktur des Hauptortes

«Auf die Erde bau, auf den Himmel trau»

Hausspruch an der Heimat Nr. 127/99, Jöslers, Bezirk Schwende⁶⁹.

Flugphotographien, Pläne und Karten (Abb. 56, 58) zeigen, dass das Dorf Appenzell zwischen 1850 und 1920 gegenüber der Bestandesaufnahme Heinrich Kellers von 1839 (Abb. 26) seinen Charakter nicht grundlegend verändert hat, obwohl eine Erneuerung, Verdichtung und Erweiterung der Bebauung stattfand. Der Graphiker Otto Baumberger evozierte in seiner um 1910–1915 entstandenen Vedute ein archaisch-ländliches Dorfbild (Abb. 55): gesehen aus der Warte des Heimatschutzes, als Erinnerung für den Bahnreisenden. Kuhweiden erstreckten sich immer noch bis ins Kerngebiet, während die Neubebauung vor allem längs der Ausfallstrassen (*Rinkenbach, Gaiserstrasse, Weissbadstrasse*) und der *Bahnhofstrasse* fingerartig in die Umgebung vorgestossen war.

Erscheint auf der Flugphotographie (Abb. 58) das Bahnhofareal als Symbol des Fortschritts – wenn es in Appenzell auch bedeutend weniger Platz beansprucht als in andern Kantonshauptorten –, so belegt der langgestreckte Holzstapelplatz der Sägerei am linken Sitterufer oberhalb

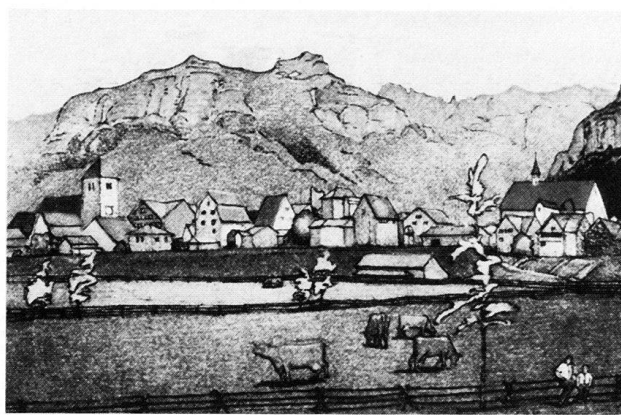


Abb. 55 Appenzell mit Kamor und Hohem Kasten. Lithographie des Zürcher Graphikers Otto Baumberger (1889–1961), aus der Postkartenserie *Appenzeller Strassenbahn St. Gallen–Gais–Appenzell*, sechs Original-Lithographien von O. Baumberger, hg. von der Appenzeller Strassenbahn, Druck der Graph. Anstalt J. E. Wolfensberger Zürich, um 1910–1915.

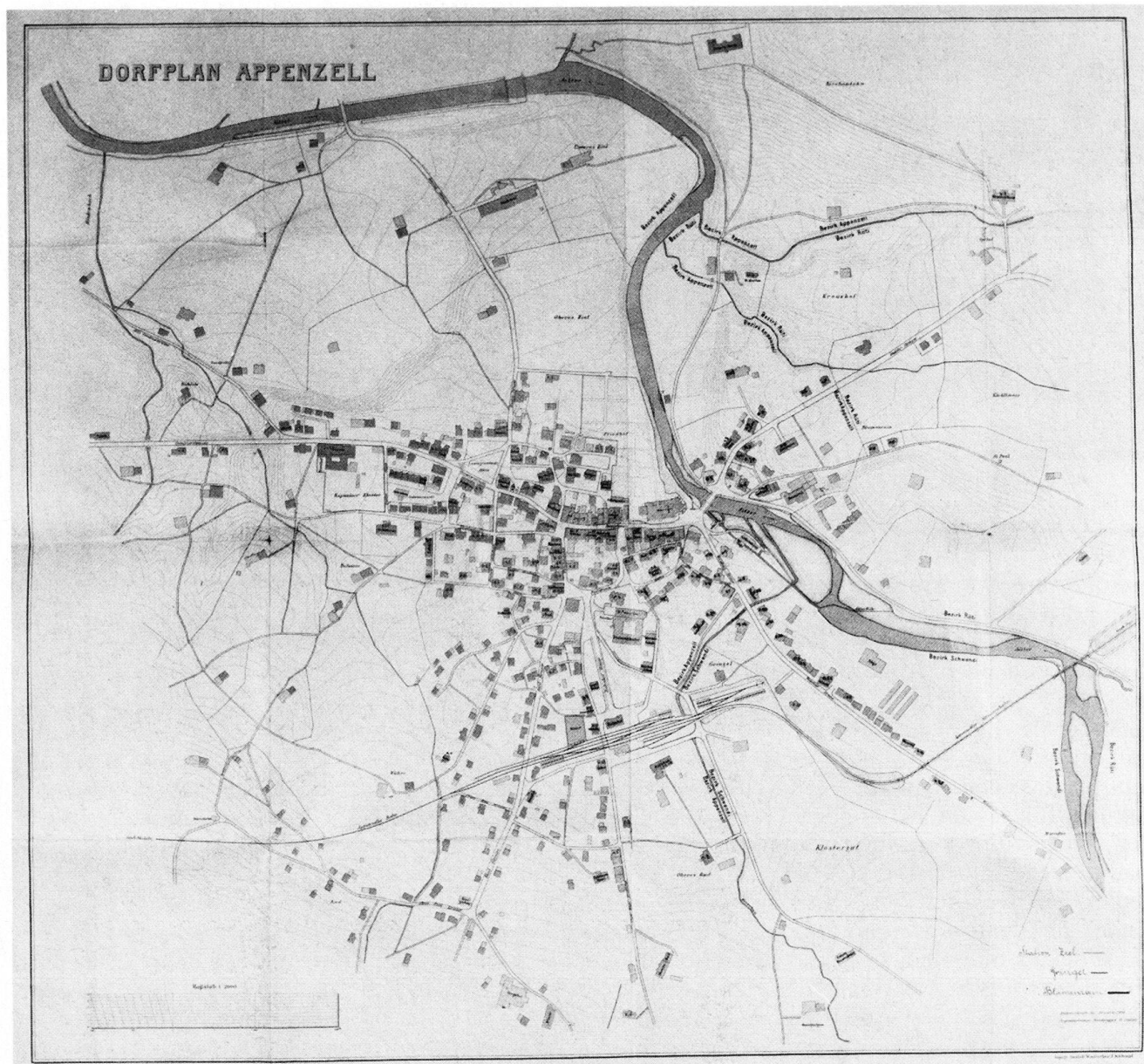


Abb. 56 *Dorfplan Appenzell*, 1:2000, aufgenommen vom Ingenieurbüro Arnold Sonderegger (St.Gallen) 1904. Druck Topographische Anstalt J. Schlumpf (Winterthur). Die handschriftlich eingetragenen Zahlen bezeichnen wahrscheinlich die Gehdistancen zu Stationsvarianten (Ziel, Gringel, Blumenrain) der 1912 in Betrieb genommenen «Sântisbahn» nach Wasserauen.

der Brücke die Fortdauer einer alten Bautradition. Dieser zentrale Werkplatz hatte schon 1877 den als Architekten ausgebildeten Vedutisten und Maler Gustav Bauernfeind (1848–1904) zur Darstellung gereizt (Abb. 57)⁷⁰. Etwas flussaufwärts, am linken Bildrand der Flugphotographie, sind die Gebäude einer anderen Sägerei sichtbar, welche 1904–1909 bestand (*Weissbadstrasse* Nrn. 27, 27b). Johann Josef (II.) Hersche (1879–1921), Sohn eines vom Hütbub zum Molkenhändler und Stickereifabrikanten aufgestiegenen typischen Innerrhoder Selfmademan, wirkte hier nur kurze Zeit, doch verewigte er sich durch zwei Bauten am Blumenrain. Die 1902 entstandene, nach seiner Mutter benannte Villa

Theresia (Abb. 59) sprengte den lokalen ästhetischen Rahmen, während das «Riviera» genannte Reihenwohnhaus von 1904–1909 (*Untere Blumenrainstrasse* Nrn. 1–9) einen neuen, soliden, gut gelegenen Wohnhaustypus von städtischem Gepräge verkörperte. Die Pläne zu diesen Bauten können dem St. Galler Architekten August Hardegger (1858–1927) zugeschrieben werden, der damals das Armenhaus (jetzt Bürgerheim) und das Kollegium, und 1910–1911 das dritte Mädchenschulhaus in Appenzell erstellte⁷¹. Diese drei schlossähnlichen Bauten dokumentieren, dass auch in Appenzell die Massierung von Menschen in Gebäuden – ob sie pädagogisch oder sozial betreut wurden – die Wahl von Stil-

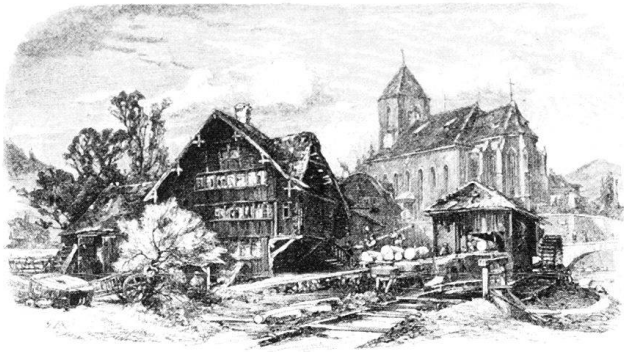


Abb. 57 Partie aus Appenzell. Holzstich von Adolf Closs nach Zeichnung von Gustav Bauernfeind (1848–1904), aus: Woldemar Kaden, *Das Schweizerland*. Eine Sommerfahrt durch Gebirg und Thal, Stuttgart 1877. Dorfmühle aus dem 16. Jahrhundert und Sägerei (Weissbadstrasse Nr. 3 a), dahinter Pfarrkirche St. Mauritius.

formen der Herrschaftsarchitektur provozierte. Hersches Villa in beherrschender Lage muss hingegen (von der Namensallusion abgesehen) damals befremdende Gefühle ausgelöst haben⁷². Zu jener Zeit der höchsten Einwohnerzahl entstanden weitere Bauten öffentlichen und privaten Charakters, an denen die im Zeichen des Heimatschutzes und der nationalen Romantik

neubelebten Formen – vor allem der Dachbildung – aus der Zeit vor 1800 verwendet wurden. La Roche & Stähelins reformierte Kirche oder Salomon Schlatters Bahnhöfe der Linie Appenzell–Wasserauen verkörperten reinen, programmatischen Heimatstil⁷³. Das Feuerschaugebäude am Kronengarten oder die Ziegeleibesitzervilla Buschauer (*Ziegeleistrasse* Nr. 11) liegen im gleichen Bereich der Mischung aus spätem Jugendstil und Heimatstil. Besondere Aufmerksamkeit verdient das Wohnhaus, welches sich 1908–1909 der junge Brauererbe Paul Oskar Locher von Adolf Gaudy (1872–1956) aus Rorschach erbauen liess (*Blumenrainstrasse* Nr. 11). Locher war damals gleich jung wie Hersche, als dieser an der gleichen Strasse die Villa Theresia erstellen liess. Während Hersche aber provozierte, hielt Locher zurück, sein Wohnhaus demonstriert Gediegenheit und Wohnqualität und das solide formale Niveau der BSA-Architektur. In diesem Sinne war auch das gleichzeitig erstellte Post- und Telegraphengebäude mit Banksitz von der Direktion der Eidgenössischen Bauten konzipiert worden (Abb. 60). Das Postgebäude war ebenfalls ein «Schloss», welches in selbstverständlich entspannter Weise Bundesmacht aus-



Abb. 58 Appenzell von Nordosten. Flugphotographie aus 400 m Höhe, von Walter Mittelholzer (Zürich), um 1920. In der rechten unteren Bildecke Landhaus und Park «Kreuzhof», Gaiserstrasse Nr. 19.



Abb. 59 Appenzell, Blumenrainstrasse Nr. 5. Villa «Theresia», erbaut 1902 für Sägereibesitzer Johann Josef (II.) Hersche (1879–1921), abgebrochen 1976–1977. Photographie 1976.

drückte, welche hier aber nicht anstössig wirkte, sondern Gefühle des Fortschritts, der Prosperität im Fremdenverkehr und der freundeidgenössischen Solidarität auslöste. In unmittelbarer Nachbarschaft des «echten» Schlosses Appenzell und des Frauenklosters errichtet, suchte die Post Formelemente dieser Bauten aufzunehmen und neu zu definieren. Das 350 Jahre alte Schloss Appenzell war damals (aber nicht von Anfang an) ein fragloser Bezugspunkt. Salomon Schlatter beschrieb diese Entwicklung im Zusammenhang mit den von ihm 1913 publizierten Plänen (Abb. 61), welche im Rahmen der *Bürgerhaus-Reihe* des SIA als einzige den innerrhodischen Kantonsteil vertraten:

«In Innerrhoden erhielt sich der alte, land- und alpwirtschaftliche Charakter stärker. Nur der Flecken Appenzell als Hauptort gestaltete sich etwas bürgerlicher, ohne dass sich seine Bauten wesentlich von denen Ausserrhodens unterscheiden. Eine Ausnahme, dem ganzen Lande gegenüber, macht das Schloss. Dieses wurde im Jahre 1563 von Dr. Anton Löw gebaut. Dieser war einer der energischsten Führer der Reformierten in Appenzell. Zusammen mit Hermann Zidler, Ulrich Zellweger und Paulus Gartenhauser suchte er nach Wegen, einen reformierten Prädikanten auch für den Flecken Appenzell zu erhalten. In der daraus erwachsenden Gegenbewegung der katholischen Partei wurde Löw wegen ehrenrühriger Äusserungen über einen Priester der Prozess gemacht, das Todesurteil über ihn ausgesprochen und am 19. Dezember 1584 seine Enthauptung, ein offener Justizmord, vollzogen. Bei dem stark demokrati-

schen Sinne der Appenzeller ist es nicht undenkbar, dass der Bau des stolzen, ganz massiven Schloßleins eine gewisse Verstimmung gegen Dr. Löw mit verursacht haben mag. Das Schloss wurde vom Staat zu Handen genommen und den Klosterfrauen als Wohnung angewiesen, bis diese ca. 1618–1620 unmittelbar dahinter das jetzige Kloster bauten. Wieder an den Staat zurückgefallen, kauften es die drei Schwäger: Landammann und Ritter Anton Speck, Landammann und Ritter Conrad Geiger und Statthalter Ulrich Sutter, der Chronikschreiber. Bis zu seinem Tode im Jahre 1708 bewohnte Speck das Haus, dann kam es an Ulrich Sutter und blieb bis heute bei dessen Nachkommen. Die Frau des bekannten St. Gallischen Staatsmannes Müller-Friedberg war eine Tochter dieser Familie. Jetzt beherbergt der Oberstock das Appenzellische Historische Museum⁷⁴.»

Schlatters Interpretation des Schloss-Erbauerschicksals und der Wirkung des Schlosses kann über 350 Jahre hinweg auch auf die Villa Theresia übertragen werden. In der geschlossenen Gesellschaftsstruktur Appenzells waren Schlösser verdächtig, besonders wenn sie auch formal provozierten. Löw hatte einen Steinbau unter die Holzhäuser gestellt und Hersche liess ein Theaterschloss von der Höhe herabblicken, welches sich in der Allüre von der Post wenig unterschied. Wenn aus heutiger Sicht die Kulissenhaftigkeit von Hersches Villa eher als Kuriosum verstanden wird, wurde sie damals wohl als Anmassung empfunden. Man rüstete sich gerade zur 500-Jahr-Feier der Freiheitskämpfe und setzte dem hüttenverteidigenden Helden Uli Rotach ein Denkmal (vgl. Kapitel 2.4, Abb. 34). Dieser positiven Symbolfigur stand das Feindbild des verhassten äbtischen Vogtes gegenüber und dessen Sitz als steingewordene Überheblichkeit:

«1401 wurde die Burg von den Appenzellern bedrängt und auf Antrag der Boten aus den Reichsstädten denselben bis zum Austrag des Streites überlassen. Da aber kein Friede zu Stande

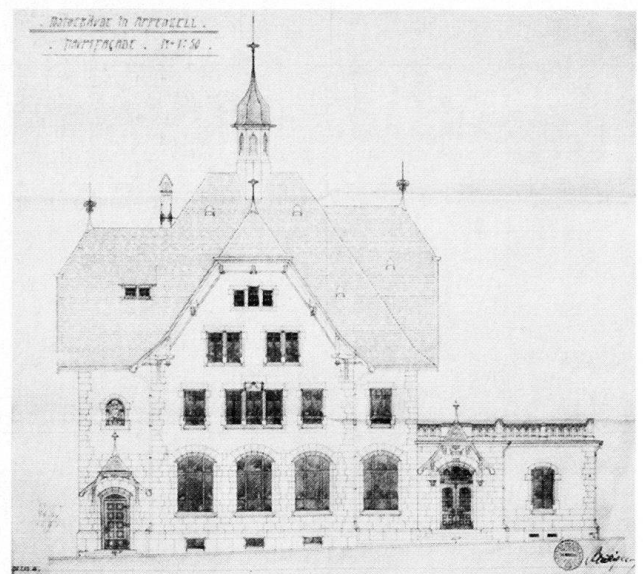


Abb. 60 Appenzell. Post- und Telegraphengebäude mit Sitz der Innerrhodischen Kantonalbank. Planaufriß 1908 von der Direktion der Eidgenössischen Bauten (Bern).

kam, zogen die Appenzeller 1402 abermals vor die Burg, die ihnen von der St. Gallischen Besatzung übergeben und mit ihrer Beihilfe so eifertig verbrannt wurde, dass aller Hausrath, Mundvorrath und 300 Malter Korn damit zu Grunde gingen⁷⁵.»

Die Zerstörung der Burg Clanx hatte ihre symbolische Bedeutung nicht verloren (Abb. 62), die Ruine wurde als wirksames negatives Symbol liebevoll gepflegt; schon 1885–1886 waren kleinere Grabungen vorgenommen worden⁷⁶.

Die 1905 gegründete Schweizerische Vereinigung für Heimatschutz hielt schon 1909 ihre Jahresversammlung in Appenzell ab; in der Vereinszeitschrift stand 1912 unter einer Photographie der Blumenrainstrasse geschrieben: «Eine Dorfstrasse in Appenzell wird durch die präventösen Formen einer geschmacklos und komisch aufgeputzten Villa ihres Charakters beraubt⁷⁷.» Die Villa Theresia, die somit endgültig dem ästhetischen Bannstrahl verfiel, musste den Heimatschutz beschäftigen, gerade weil er sonst offenbar in Innerrhoden gesicherte Verhältnisse und wenig Grund zum Einschreiten fand. 1906 war die st. gallisch-appenzellische Heimatschutz-Sektion gegründet worden, von welcher sich 1910 eine Sektion Ausserrhoden abgespaltete, während Innerrhoden weiterhin von St. Gallen aus heimatschützerisch betreut wurde⁷⁸. Nach 25 Jahren Tätigkeit konnte die Sektion 1931 aus Innerrhoden wenig berichten:

«Auf innerrhodischem Gebiet hatte man sich mit der Instandstellung des Wildkirchlihäuschens, Transformatorenstationen bei Brülisau und Schwarzenegg, mit dem neuen Kirchlein in Haslen, in Appenzell selbst mit dem Kanzleigebäude, dem Platz östlich der Kirche, einem Renaissancehaus an der Hauptgasse zu beschäftigen⁷⁹.»



Abb. 61 Appenzell. Schloss, erbaut 1561–1563. Planaufschnitt der Nordseite, aus: *Das Bürgerhaus in der Schweiz*, Bd. 3 (Kantone St. Gallen 1 und Appenzell), Berlin 1913, S. 74.

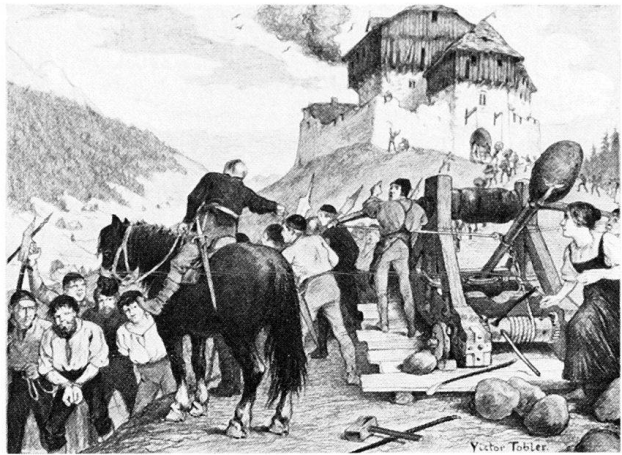


Abb. 62 Einnahme der äbtisch-st.-gallischen Burg Clanx bei Appenzell durch die Appenzeller 1402. Zeichnung von Viktor Tobler (1846–1915) (aus Trogen, in München) zum Aufsatz «Die Appenzeller Freiheitskriege» von Ernst Viktor Tobler, in der Zeitschrift *Die Schweiz* 7 (1903), S. 269.

Die hier erwähnte, vom oben genannten Architekten Adolf Gaudy 1914–1915 erstellte innerrhodische Landeskantlei evozierte das Bild spätgotischer Schlösschen, wie sie in der ganzen Schweiz, gefördert vom Heimatschutz, wieder gebaut wurden⁸⁰. Damit war zwar nicht die erloschene Baugattung Schloss, wohl aber deren Bauform in Appenzell sogar als architektonischer Ausdruck des Staates möglich geworden – späte Integration eines Bautypus aus der gleichen Familie wie das Löwische Schlösschen, im Zeichen der Bürgerhausrezeption.

Für den Bedeutungswandel in der «Zeichensprache der Architektur» ist die Geschichte des Appenzeller Schlosses ein anschauliches Modell. Nachdem das Zeughaus 1886 der neuen Bahnhofstrasse weichen musste, wurde die Altertumsammlung des Historisch-antiquarischen Vereins ins Dachgeschoss des Schlosses verlegt, welches damit einen halböffentlichen Status erhielt, anstatt des bisherigen exklusiven als Sitz der einflussreichen Familie der «Schloss-Sutter». Die Sammlung blieb hier bis 1964. Aus dem «Denkblättlin», welches Landammann Johann Baptist Emil Rusch zu deren Eröffnung 1879 in archaisierender Sprache verfasste, wird der offizielle Charakter der hiesigen Altertumspflege spürbar:

«Es ware am vorabend uf den Sonntag, so man nennt den eidgnossischen bettag – zur herbstzit – im 79er iahre (der mindern zahl grechnet), als sich mine herren der Obrigkeit und aine hubsche anzahl der mitglieder der nuwen alterthumsgesellschaft zuo Appenzell zuosammen fanden und ainen inblick thaten in als das alt züg, das in der kammer des züghuses allda ufgestellt worden. Es hant nämlichen mine herren das gemach suber und früntlich herstellen lassen, wie ander obrigkeiten in der Eidgnossenschaft mehr solches thaten; ouch haben sie die paar alten stuck, die um dem rathhus ungebrucht und fast zuo verderben zuosammen lagen, hiezuo hergeben – doch mit an-

ders, als dass sie nur zu diesem berühmten zwecke dienen und gehören sollen. Nebsteme hat aber auch die mutterkilchen zuo st. Maurizen etliche herrliche stuck hergelichen, wie auch die gottshüser zuo Wonnenstain (mitsamt dem kloster zuo Liden Christi) und Grimmenstain, dessglichen auch die pflegämter von dem armenhus und deme Spital, sowie auch verschieden ander personen mehr gar günstiglichen sich herbilissen; Gott sag's ihnen dank! – Vil lüt zwäre hatten an dem nuen ding kain geschmack, sundern mainten, dass es so vil nit bruchte, um des alten grümpels willen und rupften also die nassen; die anfangs kline gsellschaft liesse sich hierob nichtsdestominder nicht also fast erschrecken, sondern sparte weder müh noch fliss, mit guten lüten anzuobinden und all das anvertrut züg in ainer wis ufzuostellen, dass es ainen viel prächtigern aspect bütet, danne in ainem schlufe oder sunst in ainem winkel; wie denne auch in unserer nachburstatt ze st. Gallen die alterthumsfründ aine gar herrliche ufstellung zuo wege gebracht han... Uf der anderen seit zeigt sich das rauhe bild des kriegshandwerks: vom groben morgenstern ufwärts folgen mannigfaltig schlag- und stossaffen; dann die alten fürrohr: an der seit dieser waffen prangen die fahnen, welche die alten Appenzeller in der schlacht am Stoss und in ihren vilen zügen bis gen Imst und in's Allgöw errungen haben. Wohlgermerkt es sind trüwe abbilder von jenen wegen hohen alters ganz zerfetzten fahnen, wie sie schon der geheim rath vor circa 250 iahren in fürtrefflicher weis hat machen lassen und die nun ihren rechten Standort allhier haben gefunden. Natürlicher dinge fehlt auch das bild von Uli Rotach nit, wie es vile jähre durch als wandstück in Uli's behausung im «Hafen» drin ghangen hat. Diese abthailung ist us grund besonders abgezielet; man tritt us ihr in die stuben, die ain recht wohnlichs ussehen innhat und, wenn auch der ofen nit gfüret ist, doch also den inladenden indruck der wärme machet, dass man möcht darinnen daheim sin; sie stammet in ihren witus meisten theilen us dem jähre des herrn, da man zählet 1670; der ofen – der so oftmalen den frommen capitelsherren ihre stube im alten pfarrhofe heimelig gmacht hat... Auch das crüzlin droben, mit elfenbin zierlich inglegt, das im frohen spiel der farben, so das glasbild des Oberegger rhodwappen im morgengruoss herzuowirft, als das wahr siegeszeichen hell erglänzet, macht unsere alte stuben recht fründtlich⁸¹»

Im Wirken der beiden Landammänner Johann Baptist Emil und Carl Alois Rusch (vgl. Kapitel 2.5) gewann die Pflege der heimatlichen Geschichts- und Kulturgüter einen besonderen Charakter. Indem er von höchster Warte aus und vom Inhaber der grössten persönlichen Macht im Staate ausgeübt wurde, bedeutete «Heimatschutz» hier recht eigentlich Wahrung der politischen Tradition im umfassenden Sinne. Damit wurde aber nur auf Regierungsebene das zelebriert, was jeder einzelne Innerrhoder gegenüber seinem hierzulande «Heimat» genannten Hofgut täglich empfand.

Das von Rusch in seinem «Denkblättlin» erwähnte Glasgemälde eines Rhodswappens war die künstlerische Darstellung einer zentralen innerrhodischen Institution. Im 1914 bezogenen Neubau der Landeskantlei wurde im Sitzungszimmer der (seit 1872 Standeskommission genannten) Regierung die Rhodsscheiben-Sitte wieder aufgenommen. Glasmaler W. Rebholz (Rorschach) führte den Scheibenzyklus der 9 Rhodswappen und des Landeswappens aus

(Abb. 7–14). Die Wappen sind begleitet von Heiligen und vom sechsmal variierten Landeswappentier, dem Bären, in Rüstung. Zweimal im Jahr sind die seit 1872 nur noch als Korporationen bestehenden Rhoden präsent. Am Landsgemeindeaufzug und an der Fronleichnamsprozession marschieren ihre Fähnriche sowie altuniformierte Abgeordnete mit. Damit wird an die ehemalige Befugnis der Militärorganisation erinnert, welche die zu Beginn des 13. Jahrhunderts als Verwaltungssystem der Gotteshausleute des Amtes Appenzell geschaffenen Rhoden lange ausübten⁸². Die Darstellung staatlicher und kirchlicher Strukturen in Landsgemeinde und Fronleichnamsprozession auf den Strassen und Plätzen des Dorfes wurde von Malern und Photographen als besondere Einheit begriffen (Abb. 23, 227, 228, 229, 259, 295, 296, 411). «Die Landsgemeinde als der schönste Tag im geschichtlichen Staatsjahr – sie hält das weitverzweigte Hof- und Dorfland zusammen, über alle Unterschiede in appenzellischer Sprache und Charakterschattierung hinweg⁸³» An der Fronleichnamsprozession im Hauptort – «öse Hergottstaag» heisst er in Appenzell – «kommt die Freude an Farbenpracht und Feierlichkeit in einer Form zum Vorschein, die ihresgleichen nicht so bald findet⁸⁴»

Die speziellen politischen Verhältnisse Innerrhodens müssen berücksichtigt werden, wenn das Dorf Appenzell mit anderen Kantonshauptorten oder mit den im INSA bearbeiteten Städten verglichen werden soll. Otto Henne am Rhyn (vgl. Kapitel 2.2) gab 1868 ein Bild des damaligen Zustandes:

«Gegenwärtig ist in Appenzell J. R. noch die Verfassung vom 30. April 1829 in Kraft, die einzige der Schweiz, welche dem modernen Zeitgeiste noch keinerlei Konzessionen gemacht hat. Der Halbkanton wird in sieben «Roden» eingetheilt, welche aus verschiedenen Geschlechtern zusammengesetzt sind, und zwar so, dass Jedermann, er mag wohnen wo er will, der Rode zugetheilt bleibt, welcher sein Geschlecht angehört, so dass es möglich ist und auch vorkommt, dass sämtliche Beamte einer Rode in einem Bezirke wohnen, welcher den Namen einer andern trägt. Diese Roden sind: die Schwendiner-, Rütiner-, Lehner-, Schlatter-, Gonter-, Rinkenbacher- und Stechlenegger-, Hirschberger- und Oberegger-Rode. Nach ihnen werden sämtliche Wahlen vorgenommen. Es gibt jedoch neben dieser personellen noch eine territoriale Eintheilung in Bezirke, einerseits zur bequemen Unterstützung der Armen und anderseits zur Steueraushebung. Diese Bezirke, welche die nämlichen Namen wie die Roden tragen, sind: 1. Schwendi (das Thal des Weissbachs und Schwendibachs und das linke Ufer des Brüllbachs), 2. Rüti (das Thal des Fählen- und Sämtis-Sees und das r. Ufer des Brüllbachs und der Sittern bis unterhalb Appenzell), 3. Lehn (das Dorf Appenzell am l. Ufer nebst Umgebung auf beiden Ufern der Sittern), 4. Schlatt (der Winkel zwischen Sittern und Rothbach), 5. Rinkenbach (das l. Ufer der Sittern unterhalb Appenzell), 6. Gonten (das Thal des Kronbachs), 7. Oberegg und 8. Hirschberg (untereinander vermengt und zerstreut im Gebiete von Ausserroden)⁸⁵»

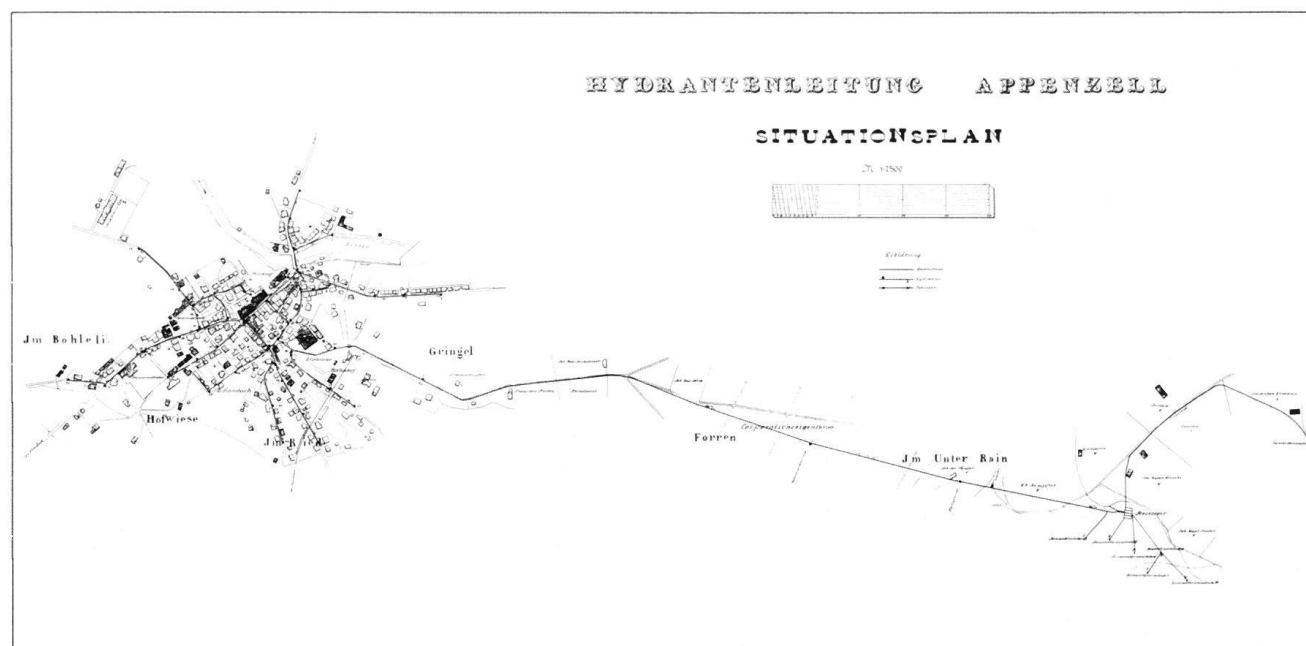


Abb. 63 Hydrantenleitung Appenzell, 1886, Situationsplan 1:2500. Schwarz-Weiss-Umsetzung des Originals (blaue Heliographie mit gelber Einzeichnung der Leitung) (Archiv der Feuerschaugemeinde Appenzell).

Eine Zusammenfassung von 1950 erhellt die Entwicklung bis 1872:

«Die äusseren Rhoden, durch keine Dachorganisation ähnlich der Appenzeller Kirchhöri zusammengefasst, wuchsen im Verlaufe der Zeit zu politischen Gemeinden (heute den Bürgergemeinden) Ausserrhodens heran. Anders in Innerrhoden. Hier blieben die innern Rhoden in der Kirchhöri (als vorwiegend politischem Verband!) vereint. Bedingt durch die Kleinheit der Rhoden übernahm letztere den Grossteil der wachsenden Gemeindeaufgaben, so dass man (mit Ausnahme der Halbrhoden Oberegg und Hirschberg) den ganzen Kanton als eine Gemeinde ansprechen konnte. Gericht, Armen- und Vogteiwesen, Polizei und Bürgerrecht stunden in der Kompetenz des «innern Landesteils», wie die spätere Benennung lautete. Die Rhoden der Kirchhöri nahmen im Zuge dieser Entwicklung an Bedeutung ab. Sie wurden zu Verwaltungsbezirken mit geringfügigen eigenen Aufgaben und blieben vor allem die Wahlkörper der staatlichen Organe. Eine Ausnahme machten die Halbrhoden Oberegg und Hirschberg, die trotz weitgehender Eigenständigkeit als eine Rhode gezählt wurden. Infolge ihrer territorialen Abgelegenheit entwickelten sie sich zu einer selbständigen politischen Gemeinde mit eigener Armenverwaltung, Vogteiwesen, Polizei, Bürgerrecht und Zivilgericht erster Instanz. Zusammen bildeten sie seit 1653 die Kirchgemeinde Oberegg und erhielten ihre Stellung ausdrücklich in der Verfassung von 1814/29... Aus dem Dargelegten geht hervor, dass sich bis zur KV von 1872 überhaupt keine klare Organisation des innerrhodischen Gemeinwesens erkennen lässt. Bei der mangelhaften Entwicklung der Gemeinden fehlte ein klarer Aufbau der Gemeindebehörden, und bei der Zentralisation im innern Landesteil wurden viele Funktionen, die eigentlich in den Bereich der Gemeinden gehört hätten, von staatlichen Regierungsstellen gelöst.

Die liberale Bewegung, die vor allem in der Mitte des letzten Jahrhunderts ihren grossen Aufschwung nahm, suchte deshalb auch in Appenzell eine gänzliche Umformung der Verfassung durchzuführen. Dabei stand die Schaffung von Gemeinden im Vordergrund. Ein Entwurf von 1854, der nicht viel Neues brachte, – die Gemeinden, welche die Rhoden ablösen sollten, waren in der Hauptsache nur als Wahlkreise gedacht und auch

nur «Bezirke» genannt – wurde bachab geschickt. Nicht besser erging es einer Vorlage von 1869, die in der andern Richtung zu weit ging und die Gemeinden, wie sie auch im Entwurf genannt werden, allzusehr dem Muster anderer Kantone und zu wenig der geschichtlichen Entwicklung der innerrhodischen Gemeinwesen anpasste. Erst 1872 wurde in der ausserordentlichen Landsgemeinde vom 24. November die noch heute geltende Verfassung, welche in der Frage der Gemeindeorganisation eine kluge Mittellösung wählt, angenommen⁸⁶.»

Das Dorf Appenzell hatte sich «über zwei alte Rhoden sozusagen übergeschoben: Rinkenbach und Lehn»⁸⁷. Mit der neuen Verfassung von 1872 wurde ein Bezirk Appenzell anstelle dieser beiden Rhoden geschaffen⁸⁸. Die Siedlung greift aber auch auf die Bezirke Rüte (nördlich der Sitter) und Schwende (südlich der Sitter) über (Abb. 15, 16, 64). Weder in der alten Rhoden- noch in der neuen Bezirkseinteilung ist die Siedlung also integriert: sie muss im Begriff der «Feuerschau» bzw. «Feuerschaugemeinde» erfasst werden:

«Der Begriff Dorf ist dem Appenzellerland ursprünglich unbekannt. Erst gegen Ende des 15. Jh.s erscheint er für den Hauptfleck Appenzell, später auch für andere zu Dörfern angewachsene Siedlungskomplexe wie Herisau. An Stelle von Dorf wird in vielen Gemeinden bis in die neueste Zeit der Ausdruck Feuerschau (Fürschau, innerrhodisch Füscha) angewendet: d. h. der Bezirk der Feuerschau, der eben soweit reicht, als Häuser nahe beieinander stehen und als damit eine Feuerschau, d. h. Feuerstellenkontrolle notwendig ist, wird als Dorfbezirk empfunden⁸⁹.»

Nikolaus Senn, der die Feuerschaugemeinde Appenzell 1950 in einer «geschichtlich-dogmatischen Darstellung» analysierte, stellte einleitend fest, dass die Feuerschaugemeinde in Appenzell «auch heute noch mehr verwurzelt ist als selbst

die Einwohnergemeinde, d.i. der Bezirk Appenzell, und ihr an Bedeutung mindestens gleichsteht»⁹⁰. Geschichte und Bestand der Feuerschaugemeinde zeigen eine einzigartig enge Verbindung von Dorforganisation, Feuerwehr- und Bauwesen:

«Sowohl der Name wie auch die erste Organisation zeigen deutlich, dass die Feuerschau ausschliesslich zum Zwecke der Feuerbekämpfung entstanden ist. Es war dies auch in jenen Jahrhunderten die wichtigste Lokalaufgabe, die gemeinsam gelöst werden musste. Da nun aber Appenzell keine Ortsgemeinde bildete und die Feuerschau die einzige öffentliche Organisation war, übernahm sie im 16. und 17. Jahrhundert weitere Dorfaufgaben, so die Wasserversorgung und das Niederlassungswesen.

«Fürschow», wie die Gemeinde schon in frühester Zeit genannt wird, kommt von «fürschowen», auf das Feuer acht geben. Im territorialen Sinn ist es das genau umgrenzte Gebiet, in dem die Wehrorganisation «zum Feuer schaut», d.h. einen Brand nach Kräften verhindert. Feuerschau hiess dann aber auch die Gemeindeversammlung, das Organ der Feuerschau, oder noch genauer die Versammlung der Glieder, wo das Wort in engem Zusammenhang stand mit «tunken». Tunken wird im Säckel- amtsbuch schon anfangs des 16. Jahrhunderts gebraucht, und kommt im Kirchhöri- und Feuerschaubuch erstmals 1690 vor. Das dunken bestand im Eintauchen oder Dunken der hölzernen Feuerkübel in die Brunnen oder sonst in ein Wasser... Jedes hölzerne Gefäss, also in vorliegender Angelegenheit die

Feuerkübel und Züber, wird nach längerem Nichtgebrauch wasserundicht oder lech. Lechen ist ein mittelalterliches Wort, was soviel bedeutet wie austrocknen, von der Trockenheit Risse bekommen und Flüssigkeit durchlassen. Das beste Mittel hierfür ist das Dunken in Wasser oder das Anfüllen mit Wasser. An der jährlichen Feuerschau mussten die Löscheimer inspektionshalber mitgenommen werden. Die «lech» Kübel wurden dabei im Wasser «gedunkt» und wieder gebrauchsfähig gemacht. Diese Geräteinspektion fand unmittelbar vor der eigentlichen Gemeindeversammlung statt, so dass diese selbst mit der Zeit vom Volk «Thunke» (später Dunke) genannt wurde, und heute zur eigentlichen Bezeichnung der Feuerschauversammlung geworden ist. ...

Auch Innerrhoden folgte dem Gang der allgemeinen Entwicklung zur Einwohnergemeinde seit der Bundesverfassung von 1848, obschon die alte Rhodenorganisation hemmend wirkte. Dieser für die Einwohnergemeinde ungünstige Faktor bewirkte, dass das Problem der politischen Gemeinde erst 1872 – obgleich die erste Kantonsverfassung schon 1829 angenommen worden war – nach langen Kämpfen und der Petition eines Teiles der Bürgerschaft an die Bundesversammlung, gelöst wurde. Bis dahin übernahmen die Rhoden und vor allem der innere Landesteil die neu zu lösenden Gemeindeaufgaben, während im «Dorf» weiterhin die Feuerschau als Ortsgemeinde bestand. Je stärker die Bestrebungen zur Schaffung von politischen Gemeinden wurden, desto mehr «entpolitisierte» sich die Feuerschau und trat damit gewisse Kompetenzbereiche (insbesondere das Bauamt und die Führung der Polizei) an die Rhoden und den innern Landesteil ab. Sie reduzierte ihre Tätigkeit auf die Erfüllung ursprünglicher Aufgaben, hauptsächlich der

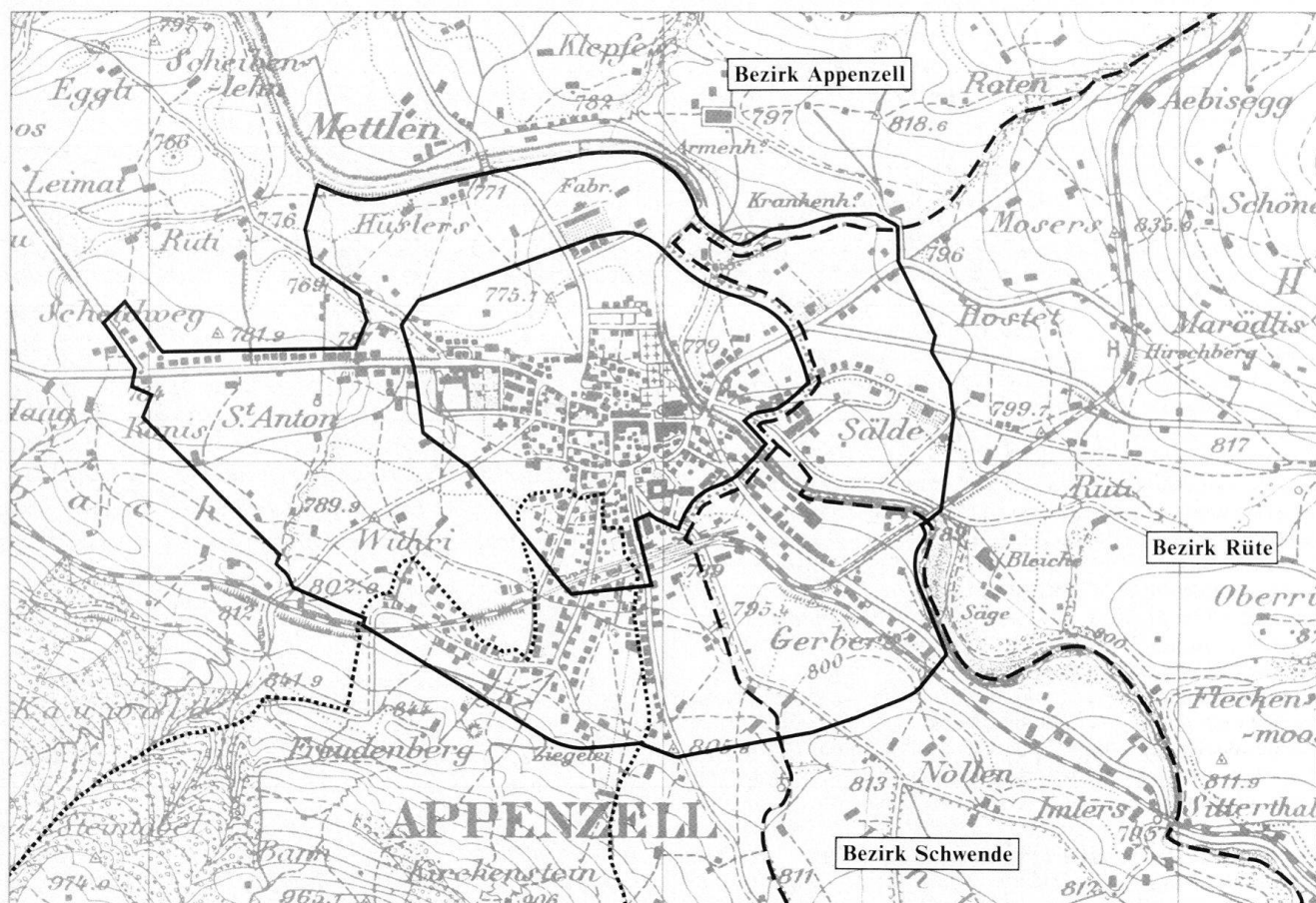


Abb. 64 Appenzell und Umgebung. Ausschnitt aus Blatt 224, Appenzell, des Topographischen Atlas der Schweiz, aufgenommen 1881–1882, Nachträge bis 1928, Druck 1930, Massstab 1:25 000. Schwarz eingetragen der innere Feuerschaukreis (1884) und der äussere Feuerschaukreis (1945) sowie die Grenzen zwischen den Bezirken Appenzell, Rüte und Schwende (gestrichelt) und der Stiftung Ried (punktiert). Vgl. Abb. 16.

Feuerpolizei und spezieller Dorfprobleme, so Strassenbeleuchtung, Erstellung und Betrieb eines öffentlichen Waschhauses, Ausbau der Kanalisation usw. Dabei stand ihr das Verordnungsrecht nicht nur über die nun allein mitspracheberechtigten Häuserbesitzer und Hauspächter zu, sondern über alle im Kreis sesshaften Bewohner. Sie wirkte nicht subsidiär neben den Rhoden, auch später nicht neben den Bezirken, sondern speziell, d. h. in dem von ihr ausgeübten Wirkungskreis ging sie den Rhoden und dem innern Landesteil vor. Die Übernahme der Baupolizei führte an der allgemeinen Dunke von 1803 zur Bildung einer beständigen Bauaufsichtskommission. Sie setzte sich aus den Amtsleuten der Feuerschau und den Feuerschauern zusammen. Von Fall zu Fall zog sie Handwerker und Sachverständige zu. Sie bestand aus mindestens fünf Mitgliedern und ergänzte sich, sofern die Zahl nicht vollständig war, aus den ältesten Ratsherren, die im Dorfkreis ein Haus besaßen. Jeder Einwohner der Feuerschau, der einen Neubau oder die Vergrößerung der bestehenden Gebäude unternehmen wollte, war gehalten, genaue Pläne vorzulegen, ein Baugespann aufzustellen, und mit dem Bau bis zur Genehmigung durch die Kommission zuzuwarten. Diese stellte nicht mehr nur feuerpolizeiliche Erwägungen an, der Bau musste auch den «Wassergängen», Wegen und Strassen entsprechen. Die Kommission besass das Recht, den Bau zu untersagen, oder so abändern zu lassen, dass «Gefahren und Nachteile beseitigt» wurden. Weil die Baukommission das erste ständige Organ der Feuerschau war, entwickelte sie sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts zur ausführenden Behörde sämtlicher Gemeindebeschlüsse. Aus diesem Grunde ist der Name «Kommission» bis auf den heutigen Tag geblieben. ...

Trotz ihres jahrhundertalten Bestehens als Gebietskörperschaft ist die Feuerschau die einzige innerrhodische Gemeinde, die in der Verfassung weder erwähnt noch geregelt ist. Bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts beruhte ihre Existenz und Tätigkeit ausschliesslich auf Gewohnheitsrecht. Erst die wachsende Bedeutung, die sie sich mit dem Ausbau der Bau- und Feuerpolizei sowie der Wasser- und Elektrizitätsversorgung im innerrhodischen Gemeindewesen verschaffte, brachte ihr eine gewisse, wenn auch rudimentäre positive Regelung durch kantonale Erlasse. So wurde sie 1909 in der Feuerpolizeiverordnung für den Kanton Appenzell Innerrhoden vom 30. März als Gemeinde bezeichnet und durch positiven Rechtssatz zur Führung öffentlicher Verwaltung verpflichtet. Da die zitierte Verordnung aber nur die Feuerpolizei regelte, blieb ihre Stellung bei der Lösung anderer öffentlicher Aufgaben weiterhin unsicher. Aus diesem Grunde wurde sie 1924 durch grossrätliche Verordnung den in der Verfassung geregelten Gemeinden gleichgesetzt und damit den allgemeinen Gemeindennormen ausdrücklich unterstellt. Eine ihrer Eigenart entsprechende, spezielle kantonale Regelung ist damit noch nicht gegeben, doch lässt sich nun auf Grund positiver Rechtssätze ihre rechtliche Natur umschreiben⁹¹.»

Basierte einerseits die politische Struktur direkt auf der urtümlichen und durch die Föhnbedrohung stets aktuellen Feuerschutzorganisation, so bestimmte andererseits die Tradition des Zimmereihandwerks in hohem Masse das Bauwesen. Die Bauberufe sind vom Holz bestimmt, oftmals werden verschiedene Berufe kombiniert ausgeübt. (Im folgenden Überblick sind nur die Geburtsjahre angegeben, für weitere Angaben vgl. Kapitel 1.3). Bestimmende Persönlichkeiten sind die Sägereibesitzer und Holzhändler, so Hersche (1803), Schmid (1829), Dörig (1852), Sutter (1857), der oben erwähnte Hersche (1879),ENZLER (1885). An Schreinermeistern treten auf: Baumann

(1847), Broger (1847), Eberle (1851), Schürpf (1850), Klarer (1858), Sutter (1862), Räss (1873), Baumann (1891). Zimmermeister sind Seif (1816), Haas (1833), Manser (1835), Sutter (1855), Dörig (1863), Hersche (1863), Schmid (1867), Gschwend (1877), Gebr. Rempfler (1877, 1878, 1879), Schmid (1900). Bau- und Maurermeister sind Hautle (1838), Fässler (1845), Räss (1845), Zeller (1852), Sutter (1857), Schmid (1867), Räss (1873), Nisple (1876), Schwend (1877), Wild (1883), Sutter (1888), Schmid (1902), Nisple (1903). Eine wichtige Rolle spielte ergänzend der Ziegelfabrikant Buschauer (1851), während unter den auswärtigen Baufachleuten sich zwei, nämlich die Baumeister Mascetti (1875) und Isotton (1875), beide aus Italien, in Appenzell niederlassen konnten, wogegen für ausserordentliche Aufgaben Baumeister, entwerfende Architekten, Ingenieure oder Geometer aus Gais, Teufen, Herisau, St. Gallen, Rorschach, ja sogar aus Frauenfeld, Winterthur oder Basel beigezogen wurden, so Langenegger (1749), Höhener (1785), Breitenmoser (1787), Kessler (1833), Schäfer (1851), Weinmann (1856), Merz (1858), Schlatter (1858), Hardegger (1858), La Roche (1863), Gaudy (1872), Cuttat (1873), Aberle (1876), Dumelin (1879), Walt (1882), Winzeler (1882), Scheier (1886), Burkard (1895).

Von den am Ort tätigen Appenzellern tritt nur eine einzige Figur durch die Überlieferung aus dem Dunkeln. Baumeister Johann Anton Schmid-Manser (1829–1918), welcher von 1864–1895 in der Mettlensäge tätig war; Ratsherr, Mitbegründer des Feuerwehr-Rettungskorps, Hauptmann der Rhode Rinkenbach, soll seine Ausbildung in München erfahren haben⁹². «Der stark gebaute Mann mit der unerlässlichen Tabakpfeife mit silbernem Deckel und ditto Ketten, war auf allen wichtigen Bauplätzen seinerzeit die massgebende Persönlichkeit⁹³.» Wieweit er selbst entwarf oder nur ausführte, ist meistens nicht bekannt (*Bleichestrasse* Nr. 1, *Engelgasse* Nr. 19, *Gaiserstrasse* Nrn. 5, 7, *In der Au*, *Industriestrasse* Nr. 1, *Marktgasse* Nr. 4, *Poststrasse* Nr. 7, *Rinkenbach* Nr. 1, *Sonnhalde* Nr. 2, *Zielstrasse* Nrn. 38, 6). Ferner erstellte Schmid das Schulhaus in Haslen (1886), den Gasthof Löwen in Gonten sowie die Wirtschaft auf der Ebenalp (1861).

Die typischen «Appenzeller Häuser»⁹⁴, wie sie von einheimischen Zimmereien und Schreineren hergestellt und montiert wurden, bestimmten in traditioneller Form und Konstruktion das Dorfbild zwischen 1850 und 1920 in fast ununterbrochener Folge, doch in mannigfaltiger Variation der Details und der Grösse. Als Merk-

punkte in der Entwicklung seien Beispiele aus den 1860er Jahren herausgegriffen, so an der *Blumenrainstrasse* Nrn. 31 und 33, wo der gleiche Zimmermeister nebeneinander und mit einem Zeitunterschied von vier Jahren zwei Wohnhäuser erstellte: das eine mit den überlieferten Reihenfenstern, das andere mit den «moderneren» Einzelfenstern (Abb. 65). Am *Pfauengässli* erstellte 1864–1865 Holzhändler J. A. A. Nisple eine Kolonie von vier identischen Häusern (Abb. 66), an der *Weissbadstrasse* (Nrn. 35, 37, 39) baute Schreinermeister Johann Anton Dörig 1866 eine Kolonie von drei identischen Häusern (Abb. 67). Diese Reihungen erscheinen gleichzeitig als Aufhebung des appenzellisch-eigenständigen Einzelhausprinzips wie als Bestätigung der starken Tradition, die hier der neuen Aufgabe, der Siedlungserweiterung längs der Ausfallstrassen gerecht werden muss. Die Reihung durch fünf aneinandergebaute Einheiten in einem seit den 1870er Jahren auftretenden Wohnhaustypus in Holzkonstruktion, traditioneller Verschindelung, aber überregional zeitgemässer, regelmässiger Durchfensterung, zeigt die Zeile am *Kronengarten* Nrn. 2–6, erstellt von Bau- und Schreinermeistern 1898–1899 (Abb. 221, 222).

Aus eigener Erfahrung und Beherrschung rühmte Salomon Schlatter die Zimmerkunst:

«Sie erfordert ein ziemliches Mass von Kenntnis der praktischen Geometrie, die aber weniger als theoretische Wissenschaft in den Besitz der tüchtigen Handwerker überging, sondern als feste Tradition sich weiterpflanzte und als «Handwerks-Gebrauch und Gewohnheit» von den Alten an die Jungen lehrend fortgetragen wurde. ... Der Zimmermann klebte nicht an der Heimatscholle. Ihm gehörte die Wanderschaft, «die Walz», mit zur Erreichung der Berufstüchtigkeit, und so wanderte er vom fernsten Norden auf der Bahn seiner Väter durch alle Länder, so weit die deutsche Zunge klingt, oft weit hinunter ins Lombardische und mit Vorliebe bis nach Ungarn und Siebenbürgen⁹⁵.»

Schlatter, der Erforscher des Appenzellerhauses (vgl. Kapitel 2.4), ging in der Untersuchung *Das Haus als Fahrhabe* auch einem alten Prinzip nach und belegte es mit Beispielen aus einem Zeitraum von 500 Jahren:

«Von «welten her» wurde das hölzerne Haus in Erbschaftsfällen als fahrend betrachtet, das heisst, vom Erben allenfalls ebenso wie anderes bewegliches Gut von seiner Stelle weg versetzt. Aber nicht bloss beim Erben, sondern überhaupt muss das Bauernhaus keineswegs so stabil gewesen sein, wie es uns heute vorkommt. Es war vielmehr geradezu ein Handelsartikel, der besonders aus holzreichen Gegenden nach den tieferen, waldärmeren Landesteilen ausgeführt wurde. ... Wie war diese Beweglichkeit des Hauses überhaupt möglich? Vor allem handelte es sich dabei um reine Holzhäuser. ... Auf appenzellischem Boden, wie im ganzen Voralpengebiet, finden wir heute noch allgemein den Blockbau, das gestrickte (gewettete) Haus. Dieses enthält seinen Verband durch das Übereinandergreifen der aufeinander liegenden Wandhölzer, die zum Abbruch einfach voneinander abgehoben werden müssen. Dass ein Transport des ganzen Hauses in amerikanischer Weise durch Fortbe-

wegen auf Walzen vollkommen ausgeschlossen war, ist schon bei der starken Unebenheit unsrer Gegenden klar. Die Verordnungen reden auch deutlich vom «Abbrechen» der Zimbrinen. ... Es musste also beim Abbruch kaum ein Nagel gezogen werden, was die Arbeit natürlich sehr erleichterte. Fast alles hielt nur in Nut und Zapfen. Sobald das anders wurde, Kamine, Kachelöfen, Nageldach, Vertäferungen und Schindelschirm auftraten, wurde die Versetzung des Hauses schwieriger und mit grossem Verlust verbunden. Jetzt geschieht sie nur noch aus Not, wo etwa ein altes Haus einem grösseren Neubau, einer Bahnbaute u. dergl. weichen muss. ... Liegt vielleicht in dieser «von welten her» lebendig gebliebenen Anschauung von der Beweglichkeit des Hauses ein Nachklang aus den Zeiten des Nomadentums und der Völkerwanderung, wo man eben da wohnte, wo Jagd und Weide gerade zu längerem oder kürzerem Aufenthalt einluden, und die primitive Hütte verliess oder mitnahm, wenn andere Gebiete mehr versprachen?⁹⁶»

Auch im Appenzell der INSA-Periode sind mehrere Beispiele für Hausversetzungen zu finden

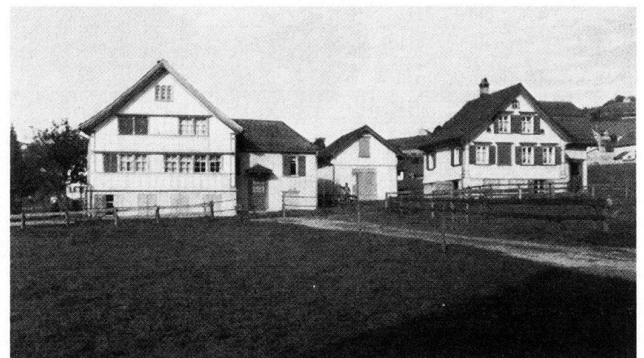


Abb. 65–67 Appenzell. Tradition des «Appenzellerhauses» im Hauptort, in Beispielen um 1865: Häuser Blumenrainstrasse Nrn. 31 (links) und 33 (rechts), erbaut 1862 und 1866. – Pfauengässli Nrn. 2–8, Kolonie von vier (abgebildet zwei) identischen Häusern, erbaut 1864–1865. – Weissbadstrasse Nrn. 35–39. Kolonie von drei identischen Häusern, erbaut 1866.

(siehe Kapitel 3.3: *Bahnhofstrasse* Nr. 9 bzw. Nr. 4; *Marktgasse*, bei Nr. 2, Nrn. 10a, b, c; *Sonnenfeldstrasse* Nrn. 3, 3a). Ein weiterer Beleg für die «Mobilität» der Häuser sind die zahlreichen Erhöhungen, die hier nicht Aufstockungen bedeuten, sondern den «Unterzug» eines neuen Erdgeschosses.

Deckte Salomon Schlatter nach eigenen Angaben ein damals in seinen Ursprüngen vergessenes Prinzip auf, gab es in Appenzell seit 1483 eine Institution, die immer im Bewusstsein geblieben war: die Stiftung Ried, eine der frühesten, heute noch bestehenden spätmittelalterlichen Sozialsiedlungen (siehe Kapitel 3.3: *Ried*). Der Jurist Franz Fässler betonte in seiner Untersuchung von 1927 über das Ried⁹⁷ die reformerischen und sozialutopischen Züge der Stiftung. Schon in den 1880er Jahren hatte Dorfgärtner Philipp Speck (1833–1910) im Stiftungsgebiet, südlich des Schiessstandes, wo im Zweiten Weltkrieg von neuem angebaut wurde, «sich sehr viel bemüht für Anlegung von Gärten seitens Gartenbaufreunden und es wurden damals von ihm auch Versuche für Tabakanbau gemacht»⁹⁸. Die Bemühungen um Erweiterung der reinen Graswirtschaft Innerrhodens spiegelte sich auch im Artikel 38 der Stiftungsstatuten von 1899, welcher mit dem Motto «Hast Du einen Raum, Pflanze einen Baum. Pflege ihn fein, Er trägt Dir's ein!» überschrieben ist und wie folgt lautet:

«Die von der Riedverwaltung gepflanzten Bäume stehen unter Aufsicht derselben. Es wird strenge daran festgehalten, dass zu jeder Zeit zwei Obstbäume in jedem unteren Anteil fortgepflanzt werden. Der Nutzen derselben fällt dem Brachenbesitzer zu»⁹⁹.

Fässler beschreibt die Stiftung Ried als *das Reformmodell*:

«Die Stiftung Ried ist eine soziale Einrichtung, die nach dem Willen der Stifter dazu dienen soll, die «Agrarfrage» und das Grundbesitzproblem überhaupt innerhalb des Landes Appenzell lösen zu helfen. Ihr immobiles Gut soll den Armen zu unmittelbarem Gebrauch und eigener Nutzung überlassen werden. Das führt uns wieder auf die ... Auffassung zurück, dass nämlich die Stiftung nicht Dritten direkt Baurechte gewähren dürfte. Dann wäre auch die Gefahr, dass der Boden in objektiver Hinsicht seinem Zwecke entfremdet würde, so gut wie ausgeschaltet, denn die Destinatäre selbst sind nicht in der Lage, solche kostspielige Bauten zu errichten. Baurechte an Dritte und zu wirtschaftskapitalistischen Zwecken dürften m.E. nur gewährt werden, wenn die Voraussetzungen zutreffen, die zugleich eine Veräusserung des Bodens rechtfertigen würden. Das wäre z.B. der Fall, wenn Bodenschätze entdeckt würden, deren Ausbeutung grössere Anlagen erfordert. So hat ja bereits das Vorkommen von Lehm zur Errichtung einer Ziegelei geführt. Aber auch hier, wie bei der Veräusserung, müsste der den Destinatären so entzogene Boden ersetzt und damit der Bestand des Nutzungsareals wenigstens dem Umfange nach gewahrt werden. ... Der Boden ist den Destinatären zur direkten, zur Realnutzung zugewendet worden. Man ist vielleicht schon von der Meinung der Stifter abgewichen, als man von der weidmässigen, gemeinsamen Nutzung zum Brachensy-

stem überging. Allein das war durch die Entwicklung der Verhältnisse gerechtfertigt. Es blieb übrigens ja bei der Realnutzung. Seither haben sich die Verhältnisse aber noch mehr geändert. Da nur mehr wenige Destinatäre ihre Ziege oder ihre Kuh halten, sind auch die meisten nicht mehr in der Lage, den Grasnutzen der Brache in der eigenen Wirtschaft zu verwenden. Sie verpachten daher ihr Nutzungsrecht meistens an Dritte. Es kann mit der Zeit noch soweit kommen, dass die Graswirtschaft für die Destinatäre überhaupt jede Bedeutung verliert. Aber das würde m.E. noch nicht zur Aufgabe der Realnutzung berechtigen. Es wäre im Gegenteil sehr verdienstlich, wenn die Stiftung die Destinatäre heute schon zum Anbau von Kartoffeln, Gemüse etc. anhielte. Diese Erwerbsmöglichkeit wird im Lande arg vernachlässigt. Man schützt vielfach das Klima vor, das hierfür nicht taugt. Das ist nur beschränkt richtig. Man hat während des [ersten] Weltkrieges, als Not und staatliches Gebot zum Anbau zwangen, mit gewissen Sorten von Feldfrüchten sehr befriedigende Resultate erzielt. Dass die Graswirtschaft auf diesen kleinen Parzellen einträglicher wäre, kann nicht behauptet werden. Der Gemüsebau müsste gerade hier rationeller sein. Er würde sich für den Kreis der Destinatäre noch besonders eignen. Es sind meistens Arbeiter, Tagelöhner, kleine Handwerker, Witwen mit ihren Kindern, die tagsüber der Berufsarbeit obliegen. Die meisten können sich in der freien Zeit leicht etwas der Gartenarbeit widmen oder dieselbe durch ihre Familien besorgen lassen»¹⁰⁰.

Die Stifter von 1483 werden noch heute durch zwei Jahreszeiten kirchlich geehrt. Wenn in den Rathausfresken von 1567–1570 das Thema «Rechtsordnung in der Heilsordnung» dargestellt wurde und der Inventarisator dazu sagt: «Das wehrhafte Land Appenzell verdankt Freiheit und Bestand letzten Endes dem Macht-schutz Gottes»¹⁰¹, so kann dasselbe auch von der menschenfreundlichen Stiftung Ried gesagt werden. Georg Baumberger schrieb 1903:

«Mir ist, als ob man Gottes reinen Odem selber schände und seinen heiligsten Tempel beschmutze, wenn man über die religiösen Empfindungen dieses Völkchens spottet oder hochmütig die Achseln zuckt; denn sie sind eine Gnade und eine Naturphilosophie zugleich, eine Naturphilosophie, die sich auf hundert Generationen stützt, deren Buchstaben aus der Schönheit und Grösse der Alpenwelt herausgeflossen sind, aber auch aus ihren Unzulänglichkeiten, aus ihrer ganzen Strenge und aus allen ihren Schrecken»¹⁰².

In der Landeskirche St. Mauritius in Appenzell hat das archaisch-hierarchische Gebäude aus Land, Haus, Dorf und Staat sein geistiges Zentrum:

«Würde Abt Norbert von St. Gallen (1034–1072) bei der Kirchengründung in Appenzell die kriegerische Auseinandersetzung mit den freiheitsdürstenden Untertanen im 15. Jahrhundert vorausgeahnt haben, dann hätte er ihnen sicherlich nicht einen Kriegsmann mit Waffe und Rüstung zur Verehrung und Nachahmung vor Augen gestellt, der im Schluss-Stein des Chores sogar noch mit einer Hellebarde erscheint, sondern hätte ihnen wohl einen friedliebenden Heiligen, wie etwa den bekannten heiligen Ulrich von Augsburg als Patron gegeben»¹⁰³.

Die Mauritiuskirche ist das schönste Gebäude des Landes. Während der Restaurierung von 1890–1891 wurde sie reich ausgeschmückt, der streng klassizistische Innenraum von 1823–1826



Abb. 68 Appenzell, Pfarrkirche St. Mauritius. Deckenfresko, 1890–1891 von Franz Vettiger (1846–1917) in Uznach. Allerheiligen, Mariae Krönung und (in der Mitte) der heilige Mauritius, auf seinem Schild von zwei Engeln zum Himmel emporgetragen.

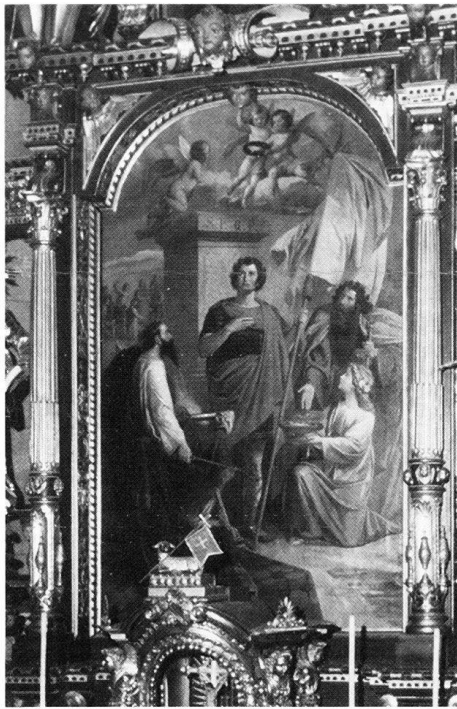


Abb. 69–71 Appenzell, Pfarrkirche St. Mauritius. Darstellungen des heiligen Mauritius, des Landespatrons von Appenzell. Hochaltarbild, Gemälde 1871 von Josef Balmer (1828–1918) in Luzern. Mauritius, Anführer der thebäischen Legion vor dem römischen Kaiser Maximian. Mauritius verweigerte den Befehl zur Christenverfolgung und wurde im Jahre 302 bei Agaunum im Wallis mit seiner Mannschaft hingerichtet. Photographie 1970, vor der Magazinierung des Bildes. – Der heilige Mauritius mit Fahne, Schild und Helm. Holzskulptur an der Wange des Chorgestühls, geschaffen 1907 von Carl Glauner (1865–1916) in Wil SG. Photographie 1983. – Der heilige Mauritius an der Aussenwand des spätgotischen Kirchturms, gemalt 1923 von Johannes Hugentobler (1897–1955). Photographie um 1930.

wurde barockisiert. Hier fand der Gläubige den Landesheiligen dargestellt: zwei Schritte vom Denkmal des profanen Landessymbols Uli Rotach am Rathaus wurde das irdische und ewige Leben des kämpferischen Anführers der thebäischen Legion und Märtyrers anschaulich gemacht. Im Hochaltarbild des Luzerners Josef Balmer (1828–1918), das schon 1871 hier aufgestellt worden war, offenbarte sich der Glaubensheld mit der Fahne als geschichtlich fassbare Gestalt im Zielpunkt der Kirchenachse (Abb. 69). Auf dem grossen Deckenfresco des Uznachers Franz Vettiger (1846–1917), Hauptstück der Restaurierung von 1890–1891, ist die himmlische Verklärung des Märtyrers erlebbar (Abb. 68). Der Priester und St. Galler Stiftsbibliothekar Adolf Fäh (1859–1932) aus Kaltbrunn, würdigte dieses Hauptwerk Vettigers in seiner Monographie über den Künstler:

«Die um der Gerechtigkeit willen Verfolgung Leidenden füllen den mittleren Teil des Gemäldes. Auf dem Schilde wird von zwei Engeln der hl. Mauritius emporgetragen. Dem Kirchenpatron von Appenzell musste diese Hauptstelle reserviert bleiben. Der Rokoko der Pfarrkirche macht sich in seiner Auffassung bemerkbar, wie im kleinen Schwert- und Palmenträger, der zu ihm kniend aufblickt. ... Die grossartige Komposition mit ihren 164 Figuren kommentiert die turba magna der Apokalypse. Künstlerisch ist diese Idee tief erfasst. Bei ihrer Entwicklung musste von einem einheitlichen Zentrum abgesehen

werden. Die drei mittleren Gruppen dominieren. Aber ein Hin- und Herstreben und Emporstreben aller Figuren nach einem Ziele macht sich doch geltend. Die acht Randgruppen sind zum herrlichen Kranz verbunden, in dem die Märtyrer prägnant hervortreten. Ein Bild aller Heiligen der kath. Kirche, die triumphierenden Glieder derselben sind zum erhabenen Ganzen zusammengefasst. Beide Geschlechter sind vertreten, alle Altersstufen, vom zarten Kinde bis zum Greise, zur würdigen Matrone, alle Epochen der Kirchengeschichte: das Christliche Altertum in seinem Purpur, das Mittelalter in seinen Vertretern der Wissenschaft und die Moderne in ihrer charitativen Tätigkeit¹⁰⁴.»

In der Absonderung des Chorraums fand man Mauritius schliesslich in praller Gegenwärtigkeit, in Holz geschnitzt vom württembergischen Altarbauer Carl Glauner (1865–1916) in Wil SG, der 1907 den Landespatron und andere Heilige am Chorgestühl versammelt hatte (Abb. 70).

Nach den Malern Carl Liner, Hans Kaspar Ulrich und Sebastian Oesch kam in den 1920er Jahren Johannes Hugentobler (1897–1955) aus St. Gallen nach Appenzell. Die überlebensgrosse Mauritiusfigur an der Aussenwand des Kirchturms war 1923 sein erstes Werk im Dorf¹⁰⁵ (Abb. 71). Seither ist der Landespatron auch auf den Strassen und Plätzen sichtbar. Jedermann gegenwärtig als Verdeutlichung der himmelweisenden Funktion des Turmes, ist das Heiligenbild Teil des Dorfbildes geworden.